

ERNST STRASSER: „Glaube: Ja, Politisieren: Nein!“

EINSPRUCH

NR. 03
September 2009

Pb.b. 092035 310M
Verlagspostamt 1010 Wien



BÖSES BUCH?

Mit einem Augenzwinkern ist das neue Buch von Ex-„Spiegel“-Korrespondentin Marion Kraske, für gelernte Österreicher und all jene, die es noch werden wollen, zu verstehen. Die verschiedenen Funken Wahrheit darin darf jeder für sich selbst finden. „Die Welt ist klein“, sagt ein Sprichwort. Österreich ist noch kleiner, aber groß genug um so ein dickes Buch darüber zu verfassen.



INHALT

COVERSTORY

- 29 BÖSES BUCH?**
Eine Neuerscheinung, die zweifelsfrei für viel Aufregung sorgen wird.

POLITIK

- 01 ERNST STRASSER:**
„Glaube: Ja, Politisieren: Nein!“
- 03 RASSISMUS ODER KASPERLTHEATER?**
Kommentare zu der „I will mohr“ Kampagne von Unilever

EUROPA

- 27 HÖCHSTER ALARM IN UNGARN**
Die nun vermutlich geklärten Morde an Roma in Ungarn stellen nur die Spitze des Eisberges dar.

LEBEN

- 11 „FÜR DICH DA“**
„FürDichDa – Betriebe helfen Kindern“ erhöht Sicherheit für Wiener Schüler
- 23 „WENN DIE LIEBE WEH TUT“**
Jede Frau in der Bilanz ist eine zu veel
- 25 KLEINE, WEITE WELT –**
Oder: Warum Couchsurfing mehr ist als „nur“ eine Reiseplattform

RELIGION

- 21 EIN JÜDISCHES IFTAR-MAHL IN ISTANBUL,**
Die Welt sollte sich ein Beispiel an dieser Tafel nehmen:

KULTUR

- 09 INTEGRATION AUF WIENERISCH**
Integration ist ein großes Thema- aber auch Österreicher, sich in Wien oft erst „zurechtfinden“.
- 13 «SPOT ON: TURKEY NOW»**
Kunst als Botschaft Asien und Europa 1500–1700
- 15 “EPHESOS WIRD IMMER WICHTIGER!”**
Wissenschaftsminister Hahn in Ephesos:
- 17 „GURBET - IN DER FREMDE“...**
29. September 09 in Wien die Filmpremierre



Seite 29 **Böses Buch?** Eine Neuerscheinung, die zweifelsfrei für viel Aufregung sorgen wird.



Seite 09 **Integration auf Wienerisch**



Seite 15 **“Ephesos wird immer wichtiger!”** Wissenschaftsminister Hahn in Ephesos:



Seite 23 **„Wenn die Liebe weh tut“**, Jede Frau in der Bilanz ist eine zu veel



Seite 13 **«Spot On: Turkey Now»** Oktober 2009 im Wiener Konzerthaus



Seite 03 **Rassismus oder Kasperltheater?** Kommentare zu der „I will mohr“ Kampagne



Seite 21 **Ein jüdisches Iftar-Mahl in Istanbul**, Die Welt sollte sich ein Beispiel an dieser Tafel nehmen:



Seite 17 **„GURBET - In der Fremde“...** 29. September 09 in Wien die Filmpremierre

Ernst Strasser: „Glaube: Ja, Politisieren: Nein!“



Wien- Genau im türkischen Fastenmonat, Ramadan, traf sich Anfang September ein Gruppe türkischer Journalisten und Zeitungsherausgeber im türkischen Restaurant ETAP in der Operngasse im ersten Wiener Gemeindebezirk. Anlass war Einladung durch den österreichischen Ex- Innenminister und jetzigen ÖVP Spitzenkandidat im Europäischen Parlament, Dr. Ernst Strasser. Er kam direkt vom Flughafen, um genauer zu sagen von einer parlamentarischen Versammlung in Strassburg und wünschte allen austro-türkischen Journalisten und ihren Lesern einen schönen Ramadan-Monat. Wir nutzten diese entspannte und freudige Gelegenheit, um ihn zu einigen Themen zu befragen.

Als wir ihn auf das immer wieder aktuelle Thema der Türkei und der EU ansprechen, entgegnete er uns folgendes: Und zwar gibt es für ihn nur eine richtige Entscheidung in diesen Verhandlungen und das sei die Vollmitgliedschaft der Türkei in der Europäischen Union. „Und wenn nicht die Vollmitgliedschaft gewählt wird, so wird eben eine andere Lösung gefunden.“ Er betont weiters, dass die Türkei bereits wichtige Schritte in die richtige Richtung gemacht hat und zwar mit der Justizreform. 2004 wurden die militärisch dominierten Staatssicherheitsgericht e und die Todesstrafe abgeschafft. 2005 tra-



ten ein neues Strafgesetzbuch, eine neue Strafprozessordnung und ein Gesetz über die Vollstreckung von Urteilen in Kraft, die allesamt eine Reihe positiver Änderungen enthielten. Das Strafgesetzbuch beispielsweise bietet Frauen einen verbesserten Schutz vor Gewalt, die Gesetze zum Schutz von Angeklagten wurden deutlich ausgeweitet. Bei der Frage nach der Politik und dem Glauben, drückt sich Dr. Ernst Strasser klar und deutlich aus: „Glaube: Ja, politisieren: Nein! Da muss man Farbe bekennen!“ Strasser ist für die Freiheit aller Religionen und deren Respekt für einander, aber besonders die Vereine, die sich um religiöse Angelegenheiten kümmern, sollten die Politik strikt von der Religion trennen und



sie nicht für ihre politischen Interessen missbrauchen, dies sollte für alle Parteien gelten.

Bei diesem netten Beisammensein wurde auch ganz schnell Privates ausgetauscht. Zum Beispiel berichtete Strasser uns von seinem 2- wöchigen Urlaub in Bad Ischl und das er nicht unbedingt in ein weit entferntes Land reisen muss, um sich entspannen zu können. Jedoch bedauert er es aber sehr, noch nie in Istanbul gewesen zu sein und möchte, dass sich dieser Umstand schnell ändert. Weiters schwärmt er von der türkischen Küche, die uns an diesem Abend geboten wurde und findet die Gastfreundschaft und die türkische Esskultur äußerst nett und erholsam.

Echt günstig

Schmuckauktion

Jeden Montag im Dorotheum Favoriten

Erlachgasse 90, 1100 Wien, U1 Keplerplatz
Alle Schmuckstücke unter:
www.dorotheum.com/dailyauction



Rassismus oder Kasperltheater?



Zu manchen Themen wird von besonders vielen Menschen EINSPRUCH erhoben. Eine Flut an Wortmeldungen pro und contra rief vor Kurzem die Unilever-Plakatkampagne „I will mohr“ hervor.

■ von Ruth Eisenreich

Eine Plakatkampagne für eine neue Eiskreation schlug im Juli hohe Wellen. Mit dem Slogan „I will mohr“, angelehnt an das englische „I want more“ und das wienerische „I will mehr“, warb Eskimo für Eis mit Mohr-im-Hemd-Geschmack und löste damit eine hitzige Diskussion über den Namen der bekannten Süßspeise aus. Vertreter der österreichischen Black Community, allen voran der aus Kamerun stammende Journalist Simon Inou, kritisierten das Wort „Mohr“ als rassistisch. Ihrer Meinung nach impliziert der Zusatz „im Hemd“ noch dazu, dass „Mohren“ üblicherweise keine Hemden trügen, und ruft damit das rassistische Klischee vom nack-

ten Wilden hervor. EINSPRUCH hat Simon Inou interviewt und unter anderem erfahren, wie er mit dem „M* im Hemd“ (so Inous Schreibweise) auf Speisekarten umgeht: „Zuerst protestiere ich und mache einen Wirbel. Dann bestelle ich einen Schokokuchen mit Schlagobers.“ Das volle Interview mit Simon Inou lesen Sie auf Seite 07

Innerhalb kürzester Zeit nach Bekanntwerden der Kritik häuften sich auf Leserbriefseiten, in Blogs und Internetforen die Kommentare – auf Google fand man bald mehr Treffer zu „Mohr im Hemd + rassistisch“ als zu „Mohr im Hemd + Rezept“. Der Tenor vieler Kommentare: Das Wort „Mohr“ sei veraltet und habe seinen rassistischen Klang längst



■ Woher der Begriff „Mohr“ kommt

Das Wort „Mohr“ kommt vom lateinischen „maurus“ und tauchte in der deutschen Sprache ab dem 8. Jahrhundert auf. Ursprünglich bezeichnete es konkret einen Bewohner Mauretaniens. Vom 16. Jahrhundert an fand eine Bedeutungsverschiebung statt, „Mohr“ wurde immer häufiger synonym zu „Neger“ für einen dunkelhäutigen Menschen verwendet.

Der beleidigende Gehalt des Wortes hängt aber weniger mit seiner sprachlichen Herkunft als mit seiner Verwendung zusammen: Solange das Wort in Gebrauch war, also bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein, wurde „der Mohr“ in sämtlichen Lexika wenig schmeichelhaft als ein unzivilisierter, nackter, menschenfressender „Wilder“ definiert, in dessen Äußerem „eine Annäherung an die Affenbildung nicht zu verkennen“ sei.

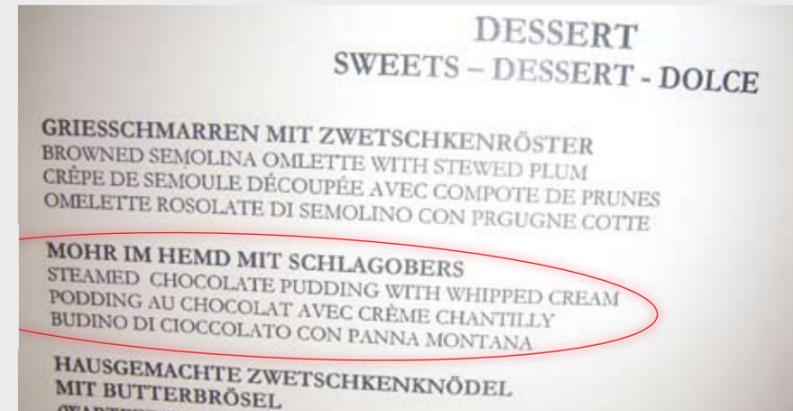
verloren, somit sei am „Mohr im Hemd“ nichts auszusetzen. Diese Meinung vertritt auch der Gastronom Johannes Sailer: Er bezeichnet die Diskussion als „Kasperltheater“. Ein Interview mit ihm finden Sie auf Seite 08

Die Zeitung Heute druckte besonders viele Leserbriefe zum Thema: Leserin Jennifer Promberger argumentierte am 28.7., Eskimo solle „auf keinen Fall nachgeben, da es den Mohr im Hemd schon immer gegeben hat – wie zum Beispiel auch die Salzburger Nockerln“. Drei Tage später fügt Romana Brix hinzu: „Wenn Herr Inou keine weiteren Sorgen hat, müsste unsere Welt mit dem Problem der Menschenrechte doch ziemlich in Ordnung sein.“ Viele Leserbriefschreiber empfinden es darüber hinaus als ei-

nen Skandal, dass sich Schwarze „in die Traditionen des Landes einmischen“. Drastisch drückt User „Othello“ diese Ansicht im Online-Forum der Presse aus: „Ehe diese Schwarzafrikaner, die niemand gerufen hat und die hier niemand braucht, uns belehren wollen, wie wir unsere Mehlspeisen nennen dürfen, sollen sie zunächst ihren afrikanischen Saustall in Ordnung bringen, sich nicht gegenseitig abmurksen und irgendwelche Verbrecher an die Macht lassen, die ihre Staaten ruinieren. Sie haben keinerlei Grund, hier auf Nationalstolz oder gekränkte Ehre zu machen. Sie sollten wissen, dass sie hier nur widerwillig geduldet werden und wenn ihnen etwas nicht passt, können sie ja wieder dorthin gehen, woher sie gekommen sind.“ Der Unilever-Konzern, zu dem

Eskimo gehört, zeigte sich über die Kritik an der Kampagne überrascht: das Sujet sei im Voraus in Marktforschungen getestet worden, die Befragten hätten durchwegs positiv darauf angesprochen und keinen Rassismus darin gesehen. Trotzdem reagierte Unilever – die bis Ende Juli befristete „I will mohr“-Kampagne wurde nicht wie geplant verlängert, der Produktname aber unter Berufung auf die Tradition beibehalten.

Kurz darauf verschwand das Thema aus dem öffentlichen Diskurs. Bewirkt hat die Debatte wenig – weder in den Mägen noch in den Köpfen. EINSPRUCH will das Thema nicht ohne einige sachliche Informationen ins Tiefkühlregal zurückstellen und serviert Ihnen daher auf den nächsten Seiten die Hintergründe des Mohr im Hemd.



■ Seit wann der Mohr ein Hemd trägt

Die genaue Herkunft des Mohr im Hemd ist heute nicht mehr zweifelsfrei festzustellen; ganz so traditionell wie oft behauptet dürfte er aber nicht sein. In Kochbüchern um 1900 finden sich immer wieder Rezepte für „Mohr“-artige Süßspeisen – allerdings durchgehend unter der schlichten und heutzutage wohl Verwechslungsgefahr bergenden Bezeichnung „Schokoladenpudding“. Der Name „Mohr im Hemd“ taucht erstmals um 1930 herum in Wiener Kochbüchern auf, und die Rezepte unterscheiden sich teilweise stark von den heute verwendeten. So soll der Mohr im Hemd laut einem Buch namens „Wiener Küche“ von 1927 nach dem Kochen mit einer Art Zuckerglasur bestrichen werden, von Schokosauce ist keine Rede. In seiner heutigen Form und mit dem umstrittenen Namen dürfte sich der Mohr im Hemd also erst um die Mitte des letzten Jahrhunderts etabliert haben.

■ LESERBRIEFE: EINSPRÜCHE Pro und Contra "I will Mohr" in der Zeitung HEUTE.

Afrikaner will Namensänderung
„Mohr“-Totalverbot löst Mega-Wirbel aus

Simon Inou (36, re.) will nicht nur, dass Eskimo die Eissorte „Mohr im Hemd“ anders nennt, sondern fordert, dass das Traditions-Dessert anders heißen soll. Damit sorgt er für Mega-Aufregung (siehe Leserbriefe).

Leserbriefe
Othello-Änderung
 Ich bin ja wirklich schon sehr neugierig, ob Simon Inou demnächst auch die Änderung des Titels von Shakespeares bekanntem Theaterstück auf „Othello, der Pigmentbevorzugte von Venedig“ fordern wird ...
 Peter Gura, per Mail

„Zehn kleine Negerlein“
 vergessen ...
 Romana Brix, per Mail

Kirche im Dorf lassen
 Der liebe Herr sollte die Kirche im Dorf lassen. „Mohr im Hemd“, der „Mein-Mohr“ sind alltägliche, in unserer Kultur verankerte Begriffe. Sonst fühle ich mich als Wiener gleich mal vom „Wiener Schnitzel“ beleidigt und die Salzburger von den Nockerln.
 Bernhard Baumann, per Mail

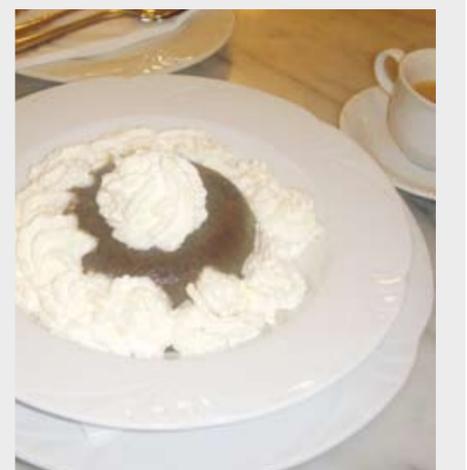
Erfundener Name
 Ich komme aus Rumänien, habe die österreichische Staatsbürgerschaft – und würde mir nie erlauben, mich in die Traditionen des Landes einzumischen. „Mohr im Hemd“ ist ein erfundener Name, hat nichts mit Rassismus und Diskriminierung zu tun. Wenn Herr Inou was verbieten will, dann soll er das in seinem Land tun.
 Maria Kollár, per Mail

Essen
 Auch die „ge-sunden“ Naschachen bestehen so gut wie nur aus Zucker und die „ge-sunden“ Vitamine sind bei so gut wie keinem Nascharag echte Vitamine. Dass Obst und Gemüse noch immer das Gerüst sind, wird ganz vergessen. Man sollte die Verbraucher auf jeden Fall besser aufklären.
 Sabine K., per Mail

Weiteres Beispiel
 „Mohr im Hemd“ ist uncool. Gut, dann ist aber auch die Bezeichnung „Rosent“ für kleine, saure Fische „diskriminierend“.
 Thomas Mayrhofer, per Mail

Schummel-Schinken
 Es gibt auch viele gesunde, hochwertige und super schmeckende Lebensmittel, die Fleisch, Milch und Eier vergessen lassen. Z.B. Tofu, Tempeh, Seitan, Schminzel, Produkte aus Süßlupinen. Es gibt nicht nur den bösen Analogkäse und Schummel-Schinken.
 Kurt Schmidinger, Schwechat

Negerlein
 Wenn Herr Inou keine weiteren Sorgen hat, müsste unsere Welt mit dem Problem der Menschenrechte doch ziemlich in Ordnung sein. Er hat übrigens unser Kinderlied
 (leser@heute.at)



Was meinen Sie dazu?

EINSPRUCH hat sich zum Thema **“Mohr im Hemd”** umgehört



“KASPERLTHEATER”

Sind das Wort “Mohr” und der Begriff “Mohr im Hemd” Ihrer Meinung nach beleidigend?

Nein, absolut nicht. Den Mohr im Hemd gibt es seit über hundert Jahren, ich finde an der Bezeichnung nichts Diskriminierendes. Farbige wurden früher eben als Mohren bezeichnet, aber das hatte keinen Negativtouch. Es gibt ja auch die Mohrenapotheke und Verdis “Mohr von Venedig”. Mit der Diskussion wurde etwas angezündet, was völlig unnötig ist. Kein Mensch denkt sich etwas Schlechtes, wenn er einen Mohr im Hemd bestellt.

Können Sie trotzdem nachvollziehen, dass viele Schwarze den Begriff als Beleidigung empfinden?

Eigentlich nicht. Ich habe eher das Gefühl, da will sich jemand profilieren. Was sollen denn da die Kapuziner sagen – es gibt ja auch den “Besoffenen Kapuziner”, und “Indianerkrapfen” und so weiter. Ich finde es unfassbar, dass sich ein Konzern in so einer Sache provozieren lässt und in die Knie geht. Außer natürlich, die Diskussion ist ein PR-Gag.

Verwenden Sie persönlich den Begriff “Mohr im Hemd”? Beim Bestellen im Restaurant zum Beispiel?

Ja, den Mohr im Hemd gibt es in meinem Lokal als Mehlspeise und er wird auch gerne gegessen. Niemand denkt sich dabei irgendwas.

Haben Sie die “I will mohr”-Debatte mitverfolgt?

Nein, weil ich das Ganze als lächerliches Kasperltheater empfinde. Ich musste lachen, als ich davon gelesen habe.

Johannes Sailer, 66, Wiener Gastronom



„ES IST EIN NACHGEPLAPPERE“

Sind das Wort „Mohr“ und den Begriff „Mohr im Hemd“ Ihrer Meinung nach beleidigend?

Ja.

Verwenden Sie persönlich den Begriff „Mohr im Hemd“? Beim Bestellen im Restaurant zum Beispiel?

Leider ja. Das ist mir erst durch diese Diskussion bewusst geworden. Es ist einfach so ein Nachgeplappere – aber wenn man es sich genau überlegt, ist es schon sehr rassistisch. So wie bei diesem Spiel “Wer fürchtet sich vorm

schwarzen Mann”.

Haben Sie die “I will mohr”-Debatte mitverfolgt? Was sagen Sie der Art, wie die Diskussion in den Medien geführt wurde?

Ja, ein bisschen. Ich habe es schade gefunden, dass das so negiert worden ist. Ich habe schon das Gefühl, dass da einfach die Industrie oder die Wirtschaft dahintersteckt, dass man das nicht so dramatisieren sollte. Die Kräfte sind klar rübergekommen – wer da das Sagen hatte.

Margit Jelenko, 39, Sozialarbeiterin



„SCHON ETWAS MAKABER“

Sind das Wort „Mohr“ und den Begriff „Mohr im Hemd“ Ihrer Meinung nach beleidigend?

Es kommt darauf an, wie man es benutzt. Ich finde, ein Wort ist immer nur dann beleidigend, wenn der falsche Sinn da-

■ Mohren, Frankfurter und Große Braune

Der Mohr im Hemd ist nicht die einzige Speise mit einem problematischen Namen. Die in Österreich als Schwedenbombe bekannte Süßigkeit hieß in Deutschland früher „Negerkuss“ oder „Mohrenkopf“ und sorgte für ebensolche Diskussionen wie heute der Mohr im Hemd. Mittlerweile verwenden die Hersteller beinahe durchgehend das Wort „Schokokuss“.

Am Thema vorbei gehen hingegen die in der Mohr-im-Hemd-Diskussion häufig gehörten Vergleiche nach dem Schema „Wenn der Mohr im Hemd rassistisch ist, dann ist es das Wiener Schnitzel/der Frankfurter/der Große Braune auch“. Schnitzel und Wurst sind nach dem (angeblichen) Ort ihrer Erfindung benannt und nicht nach äußerlichen Merkmalen, und die Worte „Wiener“ und „Frankfurter“ wurden im Gegensatz zu „Mohr“ (siehe „Woher der Mohr kommt“) nie abwertend verwendet. Und der Große Braune? Der ist nun mal eben groß und braun.

hinter ist. So ein Begriff kann ziemlich verletzend oder auch komplett bedeutungslos sein.

Können Sie trotzdem nachvollziehen, dass viele Schwarze den Begriff als Beleidigung empfinden?

Ja natürlich, auf jeden Fall.

Verwenden Sie persönlich den Begriff „Mohr im Hemd“? Beim Bestellen im Restaurant zum Beispiel?

Ich denke, der Name ist schon ziemlich alt, aber ich finde es schon etwas makaber, dass ein Schokokuchen mit schwarzer Sauce Mohr im Hemd genannt wird. Beim Bestellen würde ich trotzdem “Mohr im Hemd” sagen, weil er eben so heißt, und die Leute würden das auch so verstehen. Ich will damit ja niemanden beleidigen – wenn das jemand in den falschen Hals bekommt, dann tut mir das echt leid für diese Person, aber da sehe ich mich komplett im Recht: Man sollte eben differenzieren, auf welche Art und Weise ein und das selbe Wort verwendet wird. Das ist ein Problem, das in der Gesellschaft entstanden ist dadurch, dass dieses Wort so negativ behaftet ist.

Haben Sie die “I will mohr”-Debatte mitverfolgt?

Nein, ich höre gerade zum ersten Mal davon.

Ewald Schwarzbock, 19, angehender Chemiestudent



„NEUNZIG PROZENT NICHT EINVERSTANDEN“

Sind das Wort „Mohr“ und den Begriff „Mohr im Hemd“ Ihrer Meinung nach beleidigend?

Schon, ja. Wenn man bedenkt, dass die Mohren ein Volk mit einer großen Kultur waren und dann auf einmal das mit dem “Hemd” ...

Verwenden Sie persönlich den Begriff „Mohr im Hemd“? Beim Bestellen im Restaurant zum Beispiel?

Ich bestelle das nicht.

Haben Sie die “I will mohr”-Debatte mitverfolgt? Was sagen Sie zu der Art, wie die Diskussion in den Medien geführt wurde?

Eigentlich nicht wirklich, ich habe nur davon gehört. Die Firma Eskimo sagt, dass sie eine Studie gemacht hat – aber haben sie wirklich farbige Menschen gefragt? Wenn sie das gemacht hätten ... Ich denke, dass mehr als achtzig oder neunzig Prozent der Farbigen nicht damit einverstanden sind. Es genügt auch, wenn es nur für zwanzig Prozent der Leute eine Beleidigung ist. Ich finde das richtig, was der Inou macht.

“Baffolo”, 45, Promoter



“GELÄCHTER AM NACHBARTISCH”

Sind das Wort „Mohr“ und den Begriff „Mohr im Hemd“ Ihrer Meinung nach beleidigend?

Ja.

Verwenden Sie persönlich den Begriff „Mohr im Hemd“? Beim Bestellen im Restaurant zum Beispiel?

Ich habe ihn einmal unter diesem Namen bestellt. Das war dann ziemlich peinlich, weil die Leute am Nachbartisch gelacht haben, als die Speise zum Tisch gebracht wurde. Wir waren mehrere von uns Dunkelhäutigen, und das Gelächter war schon von der bösartigen Sorte. Ich habe das jetzt schon lange nicht mehr gegessen, aber würde ich es bestellen wollen, würde ich wahrscheinlich diesen Namen verwenden. Es steht ja nur so auf der Speisekarte, es gibt eben keine andere Alternative – außer ich zeige nur mit dem Finger darauf.

Haben Sie die “I will mohr”-Debatte mitverfolgt?

Nein.

Evelyn, 30, Naturwissenschaftsstudentin



“MAN SOLLTE SENSIBEL SEIN”

Sind das Wort “Mohr” und der Begriff “Mohr im Hemd” Ihrer Meinung nach beleidigend?

Eigentlich schon. Ich weiß ja, woher das Wort kommt.

Verwenden Sie persönlich den Begriff „Mohr im Hemd“? Beim Bestellen im Restaurant zum Beispiel?

Glücklicherweise ist er bisher immer, wenn ich ihn essen wollte, als “Schokokuchen” auf der Karte gestanden. Aber wäre er als “Mohr im Hemd” angeschrieben, würde ich den Begriff wahrscheinlich schon verwenden. Oder ich würde ihn einfach nicht bestellen. Es stimmt schon, dass der Name Tradition hat – aber da muss man sich eben fragen, ob das eine gute Tradition ist.

Haben Sie die “I will mohr”-Debatte mitverfolgt? Was sagen Sie zu der Art, wie die Diskussion in den Medien geführt wurde?

Nur ein bisschen. In den Leserbriefen wurde das sehr verharmlost. Die meisten Leute kennen einfach die Geschichte, die Ursprünge des Wortes nicht und verstehen deswegen nicht, warum Simon Inou sich aufregt. Das war auch “intern” ein Diskussionsthema. Ich finde, man sollte da sensibel sein – das Wort ist mit dem N-Wort gleichzusetzen, auch wenn viele Leute sich dessen nicht bewusst sind. Die Kampagne sollte wohl ein Schocker sein, aber in Österreich haben dunkelhäutige Menschen immer noch ein schlechtes Image, da sollte man so etwas meiner Meinung nach nicht machen. Eigentlich sollte die Gesellschaft geschlossen dagegen vorgehen.

Malcolm, 28, Angestellter



“Dass ein Begriff rassistisch ist, sollten wir respektieren und akzeptieren.”

Simon Inou hat mit seiner Kritik die Diskussion über den “Mohr im Hemd” losgetreten. Im Einspruch-Interview erzählt er über die Reaktionen darauf und den Wunsch, sich selbst zu definieren.

Einspruch: Die medialen Reaktionen auf Ihre Kritik an der „I will mohr“-Kampagne waren größtenteils ablehnend. Haben Sie damit gerechnet oder w Sie auf mehr Verständnis und Unterstützung von Seiten der Mehrheitsgesellschaft gehofft?

Simon Inou: Das stimmt nicht. Die mediale Reaktion war nicht ablehnend, sondern sehr konstruktiv: Qualitätsmedien haben gründlich recherchiert und festgestellt, dass diese Bezeichnung von den Betroffenen abgelehnt wird. Es gibt dafür Gründe. Die Boulevardmedien haben das Thema auch gut behandelt. Aber die Leserbriefe waren abstoßend, da viele nicht verstanden haben, worum es geht. Versuchen Sie bitte, M* im Hemd ins Englische zu übersetzen – so, wie österreichische Diplomaten es machen, wenn sie angesehene Gäste haben –, dann werden Sie verstehen warum der Begriff M* im Hemd abgeschafft gehört.

Welche Reaktionen bekommen Sie persönlich?

Viele rassistische, ein Droh-E-Mail, und unterstützende Briefe von vielen Österreichern und Deutschen.

Herrscht innerhalb der Black Community Einigkeit über das Thema oder gibt es auch Schwarze, die meinen, Sie hätten überreagiert und Ihrer Sache mehr geschadet als genützt?

Es herrscht hier Einigkeit, dass diese Bezeichnung rassistisch ist.

Die Firma Unilever schreibt in ihrer Stellungnahme: “Eine Einladung zum offenen Dialog ist an Herrn Inou von M-Media erfolgt.” Gab es seitdem einen direkten Dialog zwischen Ihnen und Unilever?

Karin Höfferer von Unilever hat uns am 24. Juli kontaktiert. Sie wollte uns treffen und wir waren einverstanden. Seitdem hat uns die Firma nicht mehr kontaktiert. Wir bleiben aber über verschiedene Medienkanäle in Verbindung.

Was sagen Sie zur Reaktion von Unilever auf Ihre Kritik? [Die geplante Verlängerung der Werbekampagne wurde abgesagt, der Name der Eiskreation aber beibehalten.]

Eine vernünftige Reaktion der Firma – anders als die von Firmen wie Julius Meinl, die sich auf Tradition berufen und jede Diskussion zu diesem Thema total ablehnen. Aber diese Reaktion war nur der erste Schritt: M* im Hemd gehört total abgeschafft, Das Produkt sollte auch einen anderen Namen bekommen.

Ein häufiges Argument ist, dass der Begriff “Mohr im Hemd” von den meisten Weißen vollkommen losgelöst von seiner ursprünglichen Bedeutung ausschließlich mit der Süßspeise assoziiert wird.

Empfinden Sie den Begriff tatsächlich als persönlich beleidigend, oder geht es Ihnen ums Prinzip?

Weißer haben die Definitionsmacht über uns, oder? Rassistische Bezeichnungen, die diese Gesellschaft prägen, gehören abgeschafft.

Wie bestellen Sie persönlich einen “Mohr im Hemd”, wenn er unter diesem Namen in der Speisekarte steht?

Zuerst protestiere ich und mache einen Wirbel. Dann bestelle ich einen Schokokuchen mit Schlagobers. In manchen Restaurants in Wien gibt es den M* im Hemd unter dem Namen “Sacherauflauf”. Das finde ich genial.

Viele Leute fragen sich, wo die Grenze zu ziehen ist ...

Wenn Betroffene sich zu Wort melden und begründen, dass ein Begriff rassistisch ist, sollten wir es respektieren und akzeptieren. Natürlich muss man darüber heftig diskutieren.

Ich nenne Ihnen ein paar Beispiele: Die Mohrenapotheke in Wien existiert seit 1426, und laut der Besitzerin war der Name damals eine Respektsbezeugung an Schwarze, die als besonders heilkundig angesehen wurden.

Ich würde gerne mehr über die Geschichte dieser Apotheke wissen. Manchmal hat das M*Wort keine wirkliche Verbindung zu den Gründen ... Außerdem sollten wir nicht vergessen: “Tradition ist die Bewahrung des Feuers, nicht die Anbetung der Asche”, wie Gustav Mahler einst sagte.

“Mohr” ist auch ein häufiger Familienname – wie sieht es aus mit Restaurants etc., die nach ihrem Gründer das Wort “Mohr” im Namen tragen?

Ich habe nichts gegen den Familiennamen “Mohr”. Die Diskussion soll bitte nicht in diese Richtung gehen. Ich würde einen Österreicher ja auch nicht als “Punschkrapfer!” (außen rosa, innen braun) bezeichnen.

Wie steht es mit den Klassikern der Weltliteratur – darf das Wort “Mohr” in einer heutigen Aufführung von “Othello” verwendet werden oder sollte es ersetzt werden?

Das sind noch einmal Fremddefinitionen von Weißen über Schwarze. Lassen Sie uns bitte uns selbst definieren. Wir sind Afro-Österreicher oder Schwarze Österreicher – oder auch Black Austrians.

■ **Simon Inou** stammt aus Kamerun und lebt seit 1995 in Österreich. Er ist Mitbegründer und Chefredakteur der Informationsplattform afrikanet.info, Initiator der Kampagne “Black Austria”, Projektleiter des Vereins zur Förderung interkultureller Medienarbeit M-MEDIA und Träger mehrerer Journalistenpreise.



■ Wo der Mohr noch auftaucht

Von Shakespeares Othello bis zu Schillers Muley Hassan: in der Weltliteratur wimmelt es nur so von Mohren. Allerdings war der Begriff zur Zeit der Dichter Teil des Alltagsvokabulars – nicht viel anders als beispielsweise das Wort „Weib“, mit dem sich heute auch wenige Frauen gern bezeichnen lassen. Heutzutage findet sich das Wort „Mohr“ häufig noch in den Namen von Gasthäusern und Brauereien. Obwohl diese aber meist von den Nachnamen ihrer Gründer hergeleitet sind, haben viele der betreffenden Firmen klischeehafte Mohren im Logo und müssen dafür auch ordentlich Kritik einstecken. In Deutschland gibt es weiters mehrere Mohrenstraßen – die in Berlin wurde von Aktivisten schon einmal kurzerhand in Möhrenstraße umgetauft. Wie in vielen anderen Städten gibt es auch in Wien eine Mohrenapotheke. Der Name war laut Besitzerin ursprünglich eine Respektsbekundung gegenüber den „Mohren“, die zur Zeit der Firmengründung im Jahr 1426 als besonders heilkundig gesehen wurden. Da sie immer wieder von Kunden nach der Herkunft des Namens gefragt wurde, habe sie einige Zeit lang über eine Änderung nachgedacht, sich dann aber dagegen entschieden: Wenn Kunden nachfragten, erkläre sie ihnen lieber den Kontext der Namensgebung. Keinen Mohren im Namen, dafür aber einen sehr bekannten als Logo hat die Firma Julius Meinl. Auch der Meinl-Mohr wird schon seit langem heftig diskutiert, seit einiger Zeit wird im Internet unter dem Titel „Mein Julius“ gegen sein „dienstbotenartig gesenkter Haupt“ protestiert.

Ähnliche Schwierigkeiten hatte lange Zeit die deutsche Schokoladenmarke Sarotti. 2004 wurde der Sarotti-Mohr schließlich in einen „Magier der Sinne“ umgewandelt – und zwar so geschickt, dass der Wiedererkennungswert des Logos trotzdem vorhanden ist.



“Ein wenig mehr Gelassenheit”

Gastronomie-Vertreter **Gernot Liska** findet die Aufregung um den “Mohr im Hemd” übertrieben.

Einspruch: Wie stehen die Gastronomen zur Debatte um den “Mohr im Hemd”?

Gernot Liska: Aus unserer Sicht ist der „Mohr im Hemd“ ein Teil der österreichischen kulinarischen Tradition. Dieser Begriff ist für viele Gäste seit ihrer Kindheit geläufig und hat für den Verwender, ebenso wie die „Schwedenbombe“, in keiner Weise Abwertendes an sich. Möglicherweise ist dies für die Mehrzahl der Österreicher ein Grund, am Begriff „Mohr im Hemd“ festhalten zu wollen.

Können Sie die Kritik der Black Community nachvollziehen?

Obwohl das Anliegen durchaus verständlich und berechtigt ist, hat die Art und Weise, wie die Kampagne gegen Unilever geführt wurde, den Proponenten nicht nur Sympathien eingebracht. Mit ein wenig mehr Gelassenheit wäre der Antidiskriminierung sicher ein besserer Dienst erwiesen. Die Sprache ist an sich einem stetigen Wandel unterworfen, wobei diskriminierende Bezeichnungen für Menschen anderer Herkunft, Hautfarbe und Religion zu recht weitestgehend aus dem allgemeinen Sprachgebrauch verschwunden sind. Bei manchen Speisen haben sich gewisse Bezeichnungen gehalten (Mohr im Hemd, Indianer mit Schlag, Zigeunerschnitzel, Schwedenbomben, besoffene Kapuziner,...), die auf Personen angewendet als verletzend empfunden werden könnten. Trotzdem sind diese Bezeichnungen weit verbreitet und werden von der Allgemeinheit auch verwendet, zumal der Begriff „Mohr im Hemd“ ausschließlich mit einer Süßspeise verbunden wird.

Was halten sie von der Idee, den “Mohr im Hemd” umzubenennen (es gibt zum Beispiel den Vorschlag „Schokohupf“)?

Einer Umbenennung des „Mohren im Hemd“ in Schoko-hupf steht grundsätzlich nichts im Weg, wobei sich sicher bessere Bezeichnungen finden würden. Nach einer gewissen Umgewöhnungsphase ist kein negativer Einfluss auf die Nachfrage zu befürchten. Allerdings wäre dies nur die Spitze des Eisberges, wie die oben angeführten Beispiele zeigen. In letzter Konsequenz wären nicht nur sämtliche Speisekarten umzuschreiben, sondern auch die Bezeichnungen für Firmen (Eskimo, Mohrenbräu,...), Staaten und Bundesstaaten (Mauretanien, Indiana,...), Theaterstücke (Othello,...), Logos (Meinl, Sarotti,...) etc. zu ändern.

Gibt es Gäste, die sich über den Begriff „Mohr im Hemd“ auf der Speisekarte beschwerten? Zum Beispiel Ausländer, die das Wort zum ersten Mal lesen?

Von ausländischen Gästen sind uns keine Beschwerden bekannt, diese sind aber auch nicht zu erwarten. Den deutschsprachigen Gästen ist der Ausdruck durchaus geläufig bzw. wird er in Süddeutschland selbst verwendet, nicht deutschsprachigen Gästen ist er schlechthin nicht verständlich.

■ **Ing. Mag. Gernot Liska** ist Geschäftsführer-Stellvertreter des Fachverbandes Gastronomie bei der Wirtschaftskammer Österreich.

Integration auf Wienerisch

Integration ist ein großes Thema - aber auch Österreicher, die nicht aus Wien stammen müssen sich in Wien oft erst „zurechtfinden“.

Genau dieses Thema wollen wir uns in den nächsten Zeilen zum Anlass nehmen, auch einmal die Wiener, ihre Kultur und ihre Sprache genauer unter die Lupe zu nehmen.



■ von Leyla Sagmeister

Wenn Ausländer nach Österreich kommen, sehen sie sich oft gezwungen prompt Deutsch zu lernen, um sich verständigen zu können und integriert zu werden. Wenn dies nicht passiert bleiben sie oft unter sich in so genannten Communities. Aber wie sieht es denn unter den österreichischen Bundesländern an sich aus? Auch sie haben alle eine ganz eigene Sprache, die man oft nicht gerade leicht verstehen kann. Und wie soll sich da ein Ausländer zurechtfinden fragen wir uns an dieser Stelle? In den Deutschkursen wird natürlich Hochdeutsch unterrichtet und man redet und schreibt nach der Schrift. Und sobald sie den Kursraum verlassen, finden sich viele Frauen und Männer mit Migrationshintergrund auf der Straße wieder, zwischen lauter „Servas oida!“, „Heast schleich di“, oder auch „Pfiad Gott“ wieder. Wird es diesen Menschen der Integrationsprozess nicht somit erschwert? Das Wienerische ist ursprünglich ein ostmittelbairischer

Dialekt, der erst durch die Vermischung vieler anderer Sprachen, zu dem wurde, was er heute ist- manchmal eigenartig und für Nicht-Wiener und Ausländer schwer zu verstehen! Neben Einflüssen aus dem Französischen oder auch dem Ungarischen, spielten vor allem Jiddisch und Tschechisch eine große Rolle in der Entwicklung des typisch wienerischen Dialekts. Diese Durchmischung entstand vor allem durch die zahlreichen Zuwanderer die in der Monarchiezeit in Strömen nach Österreich kamen.

Welche Wörter der jeweiligen Sprache zuzuordnen sind werden wir später genauer erläutern. Zunächst wollen wir noch auf ein paar Besonderheiten dieser Sprache eingehen. Zum Beispiel sind die Wiener bekannt für ihre gern ausgesprochene „doppelte Verneinung“, um damit eine Aussage zu bekräftigen. z.B.: „Des is ka Werner net!“ – Das ist kein Wiener nicht! „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ – oft wird in österreichischen Schulen den Kindern durch diesen Satz klar gemacht, dass diese besitzanzeigenden Pronomen

im Dativ als unfein gelten. In Wien existiert beispielsweise nicht „Vaters Auto“, sondern: „dem Vâta sei Auto“. Ein weiteres Phänomen ist das kleine Wörtchen „eh“, welches sich in fast jedem Satz in Wien finden lässt. Zu übersetzen wäre es mit „sowieso“, „ja, freilich“ oder auch „klar“. Wenn man in Wien als Tourist zu Besuch ist, bekommt man leicht den Eindruck die Wiener würden in Zeitlupe sprechen. Durch Verkürzungen und Verkürzungen wie „I stell mi eh a â!“ für „Natürlich stelle ich mich in der Warteschlange an“, werden bestimmte Wörter oft und gerne in die Länge gezogen, ebenso wie der „Kaffeeeee“ (ganz anders, als in Deutschland, wo man eher den „Kaffee“ bevorzugt).

Schenkt man den Ureinwohner in Wien Glaube, ist Wienerisch mehr als nur eine Sprache. Sie beschreiben es als eine Art Lebensgefühl, eine Grundeinstellung und eine eigene Philosophie der man sich einfach hingeben muss! Nicht zuletzt werden zu 99% Vorbilder wie FALCO und weltweit bekannte typisch wieneris-

che Speisen wie die Sachertorte herangezogen, um den Wiener Nationalstolz noch deutlicher zu unterstreichen. Man bekommt österreichweit manchmal das Gefühl, das Wien das am wenigsten beliebte Bundesland ist. Nicht selten bekommt man den Spruch „Wien gegen den Rest“ zu hören. Denn in Bundesländern wie dem Burgenland oder der Steiermark, sind Wiener oft als hochnäsiger, arrogant und schnöselig verschrien. Es gibt genug Wiener die dies widerlegen und dem ganzen mit „Ein echter Wiener geht nicht unter!“ entgegen treten.

Nun wollen wir ihnen ein paar klassische Wiener-Wörter präsentieren, mit denen wir eigentlich fast täglich konfrontiert sind...und sie mehr oder weniger verstehen:



Nehmen wir als erstes Beispiel unseren Freund, den „Hawara“. Dieses Wort stammt ja eigentlich ursprünglich aus dem Hebräischen (chaver= Freund) und bezeichnet jemand, mit dem der Wiener durch dick und dünn geht. Sehr interessant ist vor allem auch die beliebte Bezeichnung der Ausländer, nämlich „Tschusch“. An dieser Stelle sollte dringend hervorgehoben werden, dass dieses Wort seinen Ursprung bei den Gastarbeiter vom Balkan hat, die sich beim Bau der Südbahnstrecke Ende des 19. Jahrhunderts bei Unklarheiten gegenseitig „cujes?“ zuriefen (jugoslawisch: verstehst du?). Aus dieser eigentlich harmlosen Fragestellung unter den serbischen und kroatischen Gastarbeitern wurde ein sehr stark emotionsgeladener Beiname und schlechter Titel für Ausländer aus dem Südosten. Ebenso negativ behaftet ist das Wort „Teschek“, was auf ungarisch nichts weiter als „bitte“ bedeutet, im Wienerischen bezeichnet es allerdings jemanden, der alles mit sich machen lässt und ständig nur ausgenutzt wird.

Auch sehr beliebt ist der Ausdruck „Kiwara“, dies hat weder was mit Kiwis noch mit sonstigen anderen Früchten zu tun. Es bezeichnet lediglich den klassischen „Polizist“ auf Wiens Straßen. Wer hätte das als Nicht-Wiener gedacht? Wenn man von jemandem das Wörtchen „leiwand“ zugesagt bekommt, hat das nichts mit einer Leinwand zu tun, sondern ist das höchste Kompliment, das in Wien vergeben wird. Die Steigerungsform ist schlicht und einfach „urleiwand“. Dieses Wort wird von den Einwohnern der anderen 8 Bundesländer oft als unlogisch und merkwürdig bezeichnet. Für besonders witzig und irgendwie nicht ganz klar haben wir das Wort „Bahöö“ befunden. Es bezeichnet ein Durcheinander oder einen Streit. Vermutlich kommt dies aus dem Tschechischen wo „pahol“ so viel wie Krawall bedeutet. Es könnte allerdings auch aus dem jiddischen kommen, wo man zu Lärm „paihe“ sagt. Die Herkunft dieses Wortes scheint also nicht ganz geklärt zu sein.

Wie man also deutlich erkennen kann, ist das typisch Wienerische eine Mischung aus den verschiedensten Fremdsprachen der Welt. Ebenso wie die Stadt Wien selbst, da auch hier zahlreiche Communities aus anderen Nationen eine Heimat gefunden haben.

Bis zum nächsten Mal...Servus und Baba!

EINSPRUCH September 2009 - Folge 1

Wienerisch für Anfänger



ausfratscheln	ausfragen
Badewaschel	Bademeister
Beisl	Wirtshaus
Fleck	Note Nicht genügend
Gatsch	Schlamm, Brei
Gandee	Vergnügen, Spaß
Gewurl	Durcheinander, Chaos
Glumpert	wertloses Zeug
Goschen	Mund
Grantscherben	übelgelaunter Mensch
habern	essen
hackeln	arbeiten
Häfen	Gefängnis
Hallódrí	unverlässlicher Mensch
Hotz	gute Stimmung
Marie	Geld
Revolwerbladl	Boulevardzeitung
Schiach	hässlich
Spompernadln	Unsinn
Zwatscherl	kleines Wöserl



Aktion „FürDichDa
– Betriebe helfen
Kindern“ erhöht
Sicherheit für Wiener
Schüler samt öffentli-
chem Leben in der
Türkei.

■ **„FÜR DICH DA“:** Brigitte Jank Wirtschaftsbund Obfrau (Mitte) Selim Yenal, Türkischer Botschafter (2. Rechts), Mehmet Kocak Restaurant besitzer (2. links)

Karl Mahrer, Landespolizeikommandant (Rechts)

„FÜR DICH DA“

Wien- Wirtschaftskammer Präsidentin Brigitte Jank zog letzte Woche Bilanz beim Zwei-Jahres Jubiläum der Aktion „FürDichDa“ - Betriebe helfen Kindern. „FürDichDa ist das größte Sicherheitsnetz für Kinder in Österreich, dass je von Unternehmern organisiert wurde!“ freut sich Jank. Mit dem nun 6000. Unternehmer Mehmet Kocak - Restaurant ETAP - versucht der Wirtschaftsbund nun vermehrt Unternehmen mit Migrationshintergrund für diese Aktion zu gewinnen.

WIRTSCHAFT WILL BEITRAG ZU MEHR SICHERHEIT LEISTEN.

Im Jahr 2007 hat der Wirtschaftsbund die Aktion „FürDichDa“ - Betriebe helfen Kindern - ins Leben gerufen, um Kindern, die in eine für sie beängstigende Situation geraten, Hilfe anzubieten. Gemeinsam mit möglichst vielen Wiener Unternehmern, wird Kindern durch be-

sondere Kennzeichnung der Geschäfte angezeigt, dass wenn sie in Not geraten dort eine Zufluchtsstelle und Unterstützung vorfinden.

BILANZ : 2 JAHRE „FÜR DICH DA“

Seit zwei Jahren werden in allen Wiener Bezirken die Aufkleber an die Unternehmen verteilt. Gleichzeitig erfolgt eine Information (Infobrief, Plakat, Info-Folder und Musteraufkleber) an alle Kindergärten und Schulen, mit dem Ersuchen diese Initiative auch an die Kinder und Eltern weiterzuleiten. Die Bilanz kann sich sehen lassen: Von 20.000 Wiener Unternehmen mit Straßenlokalen nehmen bereits 6.000 an der Aktion „FürDichDa“ teil. Damit hat der Wirtschaftsbund ein Netz aktiviert, das alle 23. Bezirksgruppen mit seinen rund 250 ehrenamtlichen Funktionären einbindet. Diese bilden das organisatorische Rückgrat der in Österreich einzigartigen Aktion. „FürDichDa“ wurde in enger Zusammenarbeit mit dem Wiener Stadtschulrat und der Wiener Bundespolizei entwickelt. Vizepräsident des Stadtschulrates HR

Prof. Walter Stobl meint dazu: „Diese Initiative soll den 150.000 Schüler/innen in Wien, besonders am Schulweg, ein verstärktes Gefühl der Sicherheit geben.“ Landespolizeikommandant General Karl Mahrer stellt weiters klar: „Diese Aktion ist auch ein klares Signal an die Bürger zu einem „Nicht wegschauen – sondern Hinschauen“ Es sollen hier keine Privat-Sheriffs ausgebildet, sondern das zivilgesellschaftliche Element gestärkt werden.

DER 6000. „FÜR DICH DA“ UNTERNEHMER IST MEHMET KOCAK

„Ich bin selbst Familienvater und dadurch ist es für mich eine Selbstverständlichkeit die „FürDichDa“ Aktion zu unterstützen!“ so Mehmet Kocak, der bei den vielen Wiener Unternehmen mit Migrationshintergrund für diese Aktion werben will. Diese sollen in den nächsten Monaten verstärkt auf die Aktion „FürDichDa“ aufmerksam gemacht werden. Als erster Schritt wurden Homepage und Informationsmaterial in türkisch übersetzt. Jank: „Ausgehend vom durchschlagenden Erfolg der letzten 2 Jahre, wird die Aktion fortgeführt und mit der besonderen Ansprache auf Unternehmer mit Migrationshintergrund eine Ausweitung auf 8.000 Betriebe erfolgen.“ Schon jetzt ist mit derzeit 6000 „FürDichDa“ Betrieben vorwiegend rund um Schulen und Kindergärten ein einzigartiges Unternehmernetz gespannt worden, dass Kindern in Wien mehr Sicherheit bringt.

**Willkommen in der
gelateria di jimmy**

**Viyana'nın ilk Türk dondurmacısı
15. Bölgede hizmete girdi!**

Gelateria di Jimmy Wien
1150 Wien, Kardinal Rauscher-Platz 7
elssalon@gelateriadijimmy.com
Tel/Fax: 02662/43029
Kardinal Rauscher-Platz 7
1150 Wien-Austria
Tel. 01 49 26 429

BRUSTKREBS KANN JEDE FRAU TREFFEN

Darum ist die regelmäßige Vorsorgeuntersuchung Mammographie so wichtig! Diagnosezentrum Brigittenuau bietet Ihnen alle Untersuchungen an einem Standort: Mammographie und Röntgen mit neuester digitaler Technik, Ultraschall und Magnetresonanztomographie. Die Ordination ist mit dem Qualitätszertifikat „Mammadiagnostik“ ausgezeichnet worden und ist ISO-zertifiziert. Sie erhalten alle Röntgenbefunde sofort mit. Univ.-Doz. Dr. Friedrich Winkelbauer und sein freundliches Team sind gerne für Sie da!



Doz. Dr. Krestan, Univ.-Doz. Dr. Winkelbauer, Univ.-Doz. Dr. Partik

DIAGNOSEZENTRUM BRIGITTENAU
Pasettstrasse 71-75, 1200 Wien (beim Böhler-KH)
T: 01/350 26 26, www.dzb.at
Gute öffentliche Erreichbarkeit: U6 Dresdnerstr.,
S-Bahn Traisengasse, N, 5A, 11A, 37A



«Spot On: Turkey Now»

Samstag/Sonntag 10./11. Oktober 2009

Am 10. und 11. Oktober 2009 eröffnet das Wiener Konzerthaus zum zweiten Mal eine neue Saison mit dem Festival «Spot On». In Zusammenarbeit mit der Istanbul Stiftung für Kultur und Kunst fällt das Licht diesmal auf die heutige Türkei.



■ von Alina Witte

Wie beim ersten «Spot On»-Festival im letzten Jahr ist das Publikum auch bei «Spot On: Turkey Now» wieder eingeladen, zwei Tage lang in eine faszinierende Kultur einzutauchen. Das Festival bietet Literatur und eine breite Auswahl verschiedener Musikrichtungen. So spielt die dem Wiener Konzerthaus eng verbundene junge Stargängerin Patricia Kopatchinskaja das Violinkonzert von Fazıl Say, der dem Publikum durch zahlreiche virtuose Klavierabende bereits bestens bekannt ist. Doron Rabinovici kehrt ans Konzerthaus zurück, um gemeinsam mit Mario Levi aus dessen Buch «Istanbul war ein Märchen» zu lesen. Der Klarinetist Selim Sesler interpretiert mit seinem Ensemble Musik des Balkans und der Roma. Martin Grubinger spielt gemeinsam mit Ferhan und Ferzan Önder, Hüseyin Sermet und Leonhard Schmidinger Béla Bartóks Sonate für zwei Klaviere und Schlagzeug. Bartók hat eine besondere Verbindung zur Türkei: er war, wie auch Paul Hindemith und vor ihm der öster-

reichische Komponisten Joseph Marx, Berater Mustafa Kemal Atatürks, des Gründers der heutigen Republik Türkei.

Neu am Festival ist die Zusammenarbeit des Konzerthauses mit der Brunnenpassage am Yppenplatz im 16. Wiener Gemeindebezirk. Die Brunnenpassage ist eine Kulturinitiative in einem bunten und lebendigen Viertel Wiens, das durch das Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen bereichert wird. Brunnenpassage und Konzerthaus tauschen zwei Veranstaltungen aus. So findet im Rahmen von «Spot On: Turkey Now» ein «Saturday» am 3. Oktober 2009 in der Brunnenpassage und ein weiteres am 10. Oktober 2009 im Konzerthaus statt. «Saturday» lädt jeden Samstag alle Menschen zum gemeinsamen Tanzen in die Brunnenpassage ein. Musik und Tanz bringen Menschen unabhängig von ihrer Herkunft, ihrer Sprache oder ihrem Hintergrund zusammen und ermöglichen ein gemeinsames emotionales Erlebnis, das Menschen verbindet. Umgekehrt wird das Wiener Konzerthaus am 3. Oktober 2009 eines seiner beliebten «Sing-

Along»-Konzerte in die Brunnenpassage bringen. Am 11. Oktober 2009 findet es dann im Wiener Konzerthaus statt – inspiriert von der türkischen Kultur. Das Festival präsentiert von Klassik bis Pop, von World bis Jazz, von Literatur bis Film ein reichhaltiges Programm, das den Weg von der Vergangenheit bis in die heutige dynamische, moderne Türkei nachzeichnet. Das Besondere an der türkischen Kultur ist die stetige gegenseitige Beeinflussung und Verbindung der europäischen und orientalischen Kulturen, die im Wiener Konzerthaus dem Publikum näher gebracht werden.

Das Festival «Spot On: Turkey Now» ist eine Zusammenarbeit des Wiener Konzerthauses und der Istanbul Stiftung für Kultur und Kunst mit freundlicher Unterstützung des Außenministeriums der Republik Türkei und der Kommission des Förderungsfonds des Ministerpräsidialamtes.

Festival Sponsoren:

Deniz Bank AG / Divan / ENERJİSA / WEDCO Turkish Airlines

Wissenschaftsminister Johannes Hahn in Ephesos: “Ephesos wird immer wichtiger!“



Wissenschaftsminister absolviert Arbeits-besuch bei der Grabung Ephesos - Österreich wird die Grabungsleitung für Sabine Ladstätter beantragen

■ von Alina Witte

Wien/ Ephesos. Mitte August 2009 absolvierte der österreichische Wissenschaftsminister Dr. Johannes Hahn einen kurzen Arbeitsbesuch in der türkischen Ausgrabungsstätte Ephesos. Diese zählt seit nun über 114 Jahren zu den bedeutsamsten und renommiertesten archäologischen Forschungsstätten des Österreichischen Archäologischen Instituts (ÖAI, wir berichteten in der August 2009 Ausgabe darüber). Ephesos liegt 70 km südlich von Izmir, nahe der türkischen Westägäis-Küste. Hier arbeiten Tag für Tag über 100 erfahrene Wissenschaftler/innen. Johannes Hahn besuchte neben Ephesos auch das Aksit Kulturforum in Ürkmes und traf sich mit zahlreichen Wirtschaftsbetreibern vor Ort.

Grabungsleitung. Mit 1. Oktober 2009 wird Dr. Sabine Ladstätter Direktorin des ÖAI, Österreich wird außerdem nun auch die Grabungsleitung in Ephesos- die zur Zeit noch Dr. Johannes Koder unterliegt- für Ladstätter beantragen und weitere Gespräche mit den Verantwortlichen in der Türkei führen, da man in ihr- so Dr. Hahn- eine „wissenschaftlich hervorragend qualifizierte Frau“ sieht. Von dieser professionellen Arbeit konnte sich der Minister nun vor Ort erneut ein Bild machen.

Abgesehen von der wichtigen Rolle, die Ephesos für die Wissenschaft und Forschung spielt, betont Hahn weiters, dass die Ausgrabungsstätte



ebenso wichtig für die Bereiche Tourismus und Wirtschaft ist und verweist auf die Besucherzahlen die pro Jahr in die Millionenhöhe gehen. Touristen bekommen hier die Möglichkeit den Archäologen/innen hautnah bei der Ausgrabungsarbeit zu zusehen. Er bezeichnet die Ephesos-Grabung im selben Atemzug mit der Hauptstadt Istanbul als einen „Besucher-Magneten“.

Zum Schluss bleibt noch die Bedeutung Ephesos' für die Nachwuchsförderung zu nennen, da die Grabung eine wichtige universitäre Ausbildungsstätte darstellt. Allein im vergangenen Jahr waren rund 70 Studierende aus ganz Österreich und dem Rest der Welt vor Ort und auch zahlreiche Diplomarbeiten und Dissertationen befassen sich mit dem Thema rund um die berühmte Ausgrabung in Ephesos, bei denen es sich um ein breites Spektrum von Tätigkeiten handelt: Von den „normalen“ Ausgrabungen, über Konservierungen und Restaurierungen, bis hin zu Publikationen.



VOLKSHOCHSCHULEN WIEN

DIE WIENER VOLKSHOCHSCHULEN GMBH – ZENTRALE
15., Hollergasse 22 • Tel. 89 174-0 • Fax 89 174-991 oder 992 •
www.vhs.at • E-Mail: info@vhs.at

VOLKSHOCHSCHULE WIENER URANIA
1., Uraniastraße 1 • Tel. 712 61 91-0 • Fax 712 61 91-53 •
www.urania.vhs.at • E-Mail: office@urania-wien.at

VOLKSHOCHSCHULE LANDSTRASSE
3., Hainburgerstraße 29 • Tel. 715 08 00 • Fax 715 08 00-12 •
www.vhs3.vhs.at • E-Mail: vhs-3@gmx.at

VOLKSHOCHSCHULE POLYCOLLEGE / MARGARETEN – WIEDEN
5., Stöbergasse 11-15 • Tel. 54 666-100 • Fax 54 666-190 •
www.polycollege.at • E-Mail: office@polycollege.at

VOLKSHOCHSCHULE WIEN WEST
6., Damböckgasse 4 • Tel. 586 55 77-0 • Fax 581 30 95 •
www.vhs-wien-west.at • E-Mail: office@vhs-wien-west.at

VOLKSHOCHSCHULE ALSERGRUND, WÄHRING, DÖBLING
9., Galileigasse 8 • Tel. 317 52 43 • Fax 317 52 43-37 •
www.alserground.vhs.at • E-Mail: info@alserground.vhs.at

VOLKSHOCHSCHULE FAVORITEN
10., Arthaberplatz 18 • Tel. 603 40 30 • Fax 604 31 14-31 •
www.vhs.at/favoriten • E-Mail: kursreferat@vhsfavoriten.at

VOLKSHOCHSCHULE SIMMERING
11., Drischützgasse 1 • Tel. 749 53 73 • Fax 749 53 73-13 •
www.vhs11.at • E-Mail: office@vhs11.at

VOLKSHOCHSCHULE MEIDLING
12., Längenfeldg. 13-15 • Tel. 810 80 67 • Fax 810 80 68-76 110 •
www.meidling.vhs.at • E-Mail: office@meidling.vhs.at

VOLKSHOCHSCHULE HIETZING
13., Hofwiesengasse 48 • Tel. 804 55 24 • Fax 804 97 29 •
www.vhs-hietzing.at • E-Mail: office@vhs-hietzing.at

VOLKSHOCHSCHULE PENZING
14., Linzer Straße 146 • Tel. 914 22 55 • Fax 911 25 39-17 •
www.vhspenzing.at • E-Mail: office@vhspenzing.at

VOLKSHOCHSCHULE RUDOLFSHEIM – FÜNFHAUS
15., Schwendergasse 41 • Tel. 893 60 85 • Fax 893 60 85-18 •
www.v15.at • E-Mail: office@vhs-15.at

VOLKSHOCHSCHULE OTTAKRING – HERNALS
16., Ludo-Hartmann-Platz 7 • Tel. 492 08 83-0 • Fax 492 08 83-58 •
www.ottakring.vhs.at • E-Mail: vhs@vhs-ottakring.ac.at

VOLKSHOCHSCHULE BRIGITTENAU
20., Raffaelgasse 11-13 • Tel. 330 41 95 • Fax 330 41 95-260 •
www.vhs-brigittenua.at • E-Mail: office@vhs-brigittenua.at

VOLKSHOCHSCHULE FLORIDSDORF
21., Angerer Straße 14 • Tel. 271 32 36 • Fax 271 32 36-199 •
www.vhs21.ac.at • E-Mail: office@vhs21.ac.at

VOLKSHOCHSCHULE DONAUSTADT
22., Bernoullistraße 1 • Tel. 202 82 34 • Fax 202 82 34-18 •
www.donauvhs.at • E-Mail: office@donauvhs.at

VOLKSHOCHSCHULE LIESING
23., Liesinger Platz 3 • Tel. 869 43 30-0 • Fax 869 43 30-19 •
www.vhs.at/liesing • E-Mail: vhsinfo@vhs-liesing.at

• SPEZIALISIERTE EINRICHTUNGEN •

ASTRONOMIE IN WIEN / URANIA STERNWARTE
1., Uraniastraße 1 • Tel. 729 54 94 • Fax. 729 54 77 •
www.urania-sternwarte.at • E-Mail: admin@urania-sternwarte.at

PLANETARIUM WIEN
2., Prater Hauptallee • Oswald-Thomas-Platz 1 • Tel. 729 54 94
• Fax 729 54 77 • www.planetarium-wien.at • E-Mail: admin@
planetarium-wien.at

KUFFNER STERNWARTE
16., Johann-Staud-Straße 10 • Tel. 914 81 30 • Fax. 914 81 30 31
• www.kuffner.ac.at • E-Mail: admin@kuffner.ac.at

KÜNSTLERISCHE VOLKSHOCHSCHULE
9., Lazarettgasse 27 • Tel. 405 43 29 • Fax 405 43 29-13 •
www.kvh.at • E-Mail: office@kvh.at

DIE UMWELTBERATUNG WIEN
10., Buchengasse 77/4. Stock • Tel. 803 32 32 • Fax 803 32 32-32
• www.umweltberatung.at • E-Mail: service@umweltberatung.at

D.R.Z. DEMONTAGE- UND RECYCLING-ZENTRUM
14., Vogtgasse 29 • Tel. 982 16 48 • Fax 982 16 48-18 •
www.drz-wien.at • E-Mail: office@drz-wien.at

JÜDISCHES INSTITUT FÜR ERWACHSENENBILDUNG
2., Praterstern 1 • Tel. 216 19 62 • Fax 214 89 18 •
www.jud-institut-wien.at • E-Mail: office@jud-institut-wien.at

ROSA-MAYREDER-COLLEGE
9., Türkenstraße 8/2/13 • Tel. 319 68 32 • Fax 319 68 32-15
www.rmc.ac.at • E-Mail: office@rmc.ac.at

ÖSTERREICHISCHES VOLKSHOCHSCHULARCHIV
21., Kürschnergasse 9 • Tel. 259 18 62 • Fax 259 18 62-15 •
www.vhs-archiv.at • E-Mail: office@vhs-archiv.at



„GURBET - In der Fremde“

Am 29. September 2009 startet in Wien die Film Premiere des Dokumentarfilms „Gurbet- In der Fremde“ vom Regisseur Kenan Kilic. Offizieller Kinostart ist am 2. Oktober 2009.

■ von Alina Witte

Nach über 6 Jahren Projektarbeit und rund 2 Jahren intensiver Zusammenarbeit zwischen Österreich und der Türkei ist es dem 2008 von der Viennale mit einem Preis ausgezeichneten Regisseur Kenan Kilic gelungen, die Unmengen an Material endlich zu einem Film zusammenzufassen und auf die Kinoleinwand zu bringen.

In einem Interview verrät er uns was ihn dazu veranlasst hat einen Film über das Thema der türkischen Gastarbeiter in Österreich seit 1964 und ihr Leben zu drehen, mit welchen Problemen er zu kämpfen hatte und welche Message er sowohl den Österreichern als auch

zählen, oft traurig und schmerzvoll, aber immer mit einer gesunden Portion Humor. Kenan Kilic war erstaunt wie sehr diese Menschen von den Medien und der Politik in Vergessenheit geraten waren und beschloss sich ihrer anzunehmen. Er erkundigte sich, ob es zu dieser Zeit in Österreich bereits einen Dokumentarfilm gleicher Art gab und als dies nicht der Fall war startete er in Österreich ein vergleichsloses Pionierprojekt. Mit der Finanzierung seines Films gab es zunächst keine Probleme, viel Zeit kostete ihn lediglich die Suche nach einem Produzenten, aber auch diese Hürde nahm er mit Bravour. „Gurbet- in der Fremde“ erzählt von den türkischen Gastarbeitern, die vor rund 40 Jahren nach dem 1. Abkommen mit der Türkei im Jahre 1964 zu uns nach Österreich gekommen waren, um hier als

sie sich eben moderner verhalten und auch die deutsche Sprache zum Teil recht gut beherrschen. Daher sehen viele von ihnen trotz allem Österreich als ihre „neue Heimat“.

Beim Dreh des Dokumentarfilms wurde Kenan Kilic sehr schnell bewusst, dass egal wie gut die Protagonisten Deutsch sprechen konnten, sie ihre Emotionen nicht auf Deutsch zum Ausdruck bringen konnten. Daher interviewte er sie stets auf Türkisch. Nur 20-30% der türkischen Migranten der 1. Generation schafften die Rückkehr in die Türkei. Aufgrund der Verfremdung und Gesundheitsproblemen blieben bis heute viele von ihnen in Österreich. Sie sind zum Teil weit über 60 Jahre alt und es ist nun für sie an der Zeit, die Pensionsansprüche in Österreich



■ INTERVIEW: Regisseur Kenan Kilic im Interview mit EINSRUCH Redakteurin Alina Witte

den Türken auf den Weg mitgeben möchte. Kenan Kilic, geboren in der Türkei und seit 24 Jahren wohnhaft in Wien, weiß aus eigener Erfahrung wie es sich anfühlt fremd zu sein. All die Probleme, die für Migranten zum Alltag gehören, hat auch er anfangs durchlebt, sei es nun die Sprachbarriere oder kulturelle Unterschiede. Er selbst gehört zur 3. Generation und kannte bis vor wenigen Jahren- bevor er sein bisher größtes Projekt startete- die Lebenserfahrungen der türkischen Migranten der 1. Generation nicht. Er arbeitete beim Integrationsfond in Wien und war mit Aufgaben wie Rechtsberatung, Informationen und Hilfestellung zur Formularausfüllung betraut. Sein Interesse an dieser Thematik wurde geweckt, als es immer häufiger vorkam, dass die bereits älteren türkischen Migranten der 1. Generation anfragen über ihre Probleme zu er-

Arbeitskräfte ein neues Leben zu beginnen. Er berichtet vom Lebenszustand nach ihrer Ankunft mit all ihren Hoffnungen, Wünschen und Erwartungen, von ihren Erlebnisse und ihren Enttäuschungen. Der Abschied von ihrer Familie- meist Frauen und Kinder- war oft ein Abschied für immer.

Nach nun über 40 Jahren sind die ehemaligen Gastarbeiter zwar nicht vollständige Österreicher, aber auch in ihrer alten Heimat der Türkei- fühlen sie sich nicht mehr zuhause. Es ist ihnen verfremdet, sie werden von ihren zurückgelassenen Familien nicht mehr akzeptiert und dienen oft bloß als Geldgeber. In Österreich werden sie als nicht integrierte Ausländer beschimpft, obwohl sie so viel für dieses Land geleistet haben. Obwohl sie hier leben werden sie in der Türkei als „Deutsche“ bezeichnet, weil

anzunehmen. Sie sind zum Teil integriert, und andererseits noch immer Gast in diesem Land, diese Problematik wird auch weiterhin Bestandteil ihrer Lebensgeschichten sein.

Der Film zeigt die verschiedenen Blickpunkte von damals, jetzt und was in der Zukunft sein wird. Kenan Kilic will damit sowohl an die Österreicher appellieren, als auch der türkischen Gemeinde und den Kindern der 2. und 3. Generation klar machen, was ihre Eltern in unserem Land geleistet haben Sie sollen ihren Lebensweg verstehen und erkennen, wo ihre Wurzeln liegen. „Das Interesse am Film wird zwischen Österreichern und Türken ausgeglichen sein!“, davon ist Kenan Kilic überzeugt. Er will den Leuten das Wissen über diese tapferen Menschen und ihre Kultur näher bringen, denn diese Thematik betrifft uns alle.



Türkische Köstlichkeiten I

Eine Auswahl aus der unglaublichen Vielfalt der türkischen Küche. In diesem umfassenden Rezeptbuch finden Sie landes-typische Suppen, frische Salate für heiße Tage, pikante Vorspeisen, weltbekannte Fleisch- und Gemüsegerichte, Reis- und Teiggerichte für jeden Geschmack, Nachspeisen aus der Palastküche uvm.



Eine kulinarische Reise durch Spezialitäten der türkischen Küche. Neben den Rezepten finden Sie viele interessante Informationen zu typisch türkischen Zutaten und zur türkischen Ess- und Küchenkultur.

Deutsch, 64 Seiten

EUR 6,90

Informationen unter:

Neue Welt Verlag GmbH
Tel: (01) 513 76 15 - 0
Fax: (01) 513 76 15 - 30
eMail: office@neueweltverlag.at
Web: www.neueweltverlag.at

GAZI®

MILCHPRODUKTE DER BESONDEREN ART

DER GENUSS FÜR GRILL UND PFANNE



- Zwei küchenfertige Scheiben
- Ideal zum Grillen, Backen oder Braten und eine willkommene Alternative zu Fleisch



NEU!

Die Welt sollte sich ein Beispiel an dieser Tafel nehmen:

Ein jüdisches Iftar-Mahl in Istanbul



Seit zehn Jahren findet in Istanbul ein Iftar-Mahl der besonderen Art statt. Von der Jüdischen Gemeinde ausgerichtet, soll dieses unkonventionelle Mahl „ein Beispiel für und eine Botschaft an die Welt“ darstellen.

Am 2. September fand in Istanbul im Neve Shalom Kulturzentrum das jährliche „Iftar“-Essen (Fastenbrechen) der Jüdischen Gemeinde in der Türkei statt. Die Tradition des gemeinsamen Fastenbrechens wurde unter der Regierung der säkulären, sozialdemokratischen Parteien DSP und CHP eingeführt und später auch unter anderen Parteien weitergeführt.

Vor zehn Jahren hatte das Essen noch 16 Teilnehmer; beim heurigen „Iftar“ hingegen waren hochrangige Gäste wie der Bürgermeister von Istanbul, Kadir Topbaş, anwesend. Diplomaten aus mehreren Ländern, hohe Geistliche verschiedener Religionen, Vertreter diverser gemeinnütziger Organisationen, leitende Beamte, Akademiker und bekannte Geschäftsleute folgten der Einladung der Jüdischen Gemeinde. Zu Beginn der Veranstaltung hießen der Präsident der Gemeinde, Silvyo Ovadya, und andere Vorstandsmitglieder die Gäste willkommen; später am Abend fanden sie auch noch die Möglichkeit zu einem Austausch mit den Repräsentanten der verschiedenen Organisationen. Mit dem Ertönen des Gebetsrufes wurde im Kulturzentrum das Essen serviert. Anschließend wurden Botschaften von Ahmet M. Demircan (AKP), Bezirksvorstand Aziz Papuççu und dem ehemaligen Bürgermeister Ali M. Gürtuna vorgelesen. Der Moderator des Abends und Sekretär des Rabbiner Yusuf Altıntaş, äußerte in seiner Ansprache die Hoffnung, dass die Freundschaften und die Offenheit, die bei die-

sem gemeinsamen Iftar-Mahl gewonnen wurden, über mehrere Generationen der Türkei und der Welt ein Vorbild darstellen werden.

Der Rabbiner Isak Haleva erinnerte die Teilnehmer des Iftar an die Tradition des freundschaftlichen und brüderlichen Zusammenlebens der Völker in der Türkei: „Jahrhunderte lang haben wir, die jüdischen Bürger dieses Landes, die Geschichte und das Schicksal der Türkei geteilt. Wir haben dieselben Sehnsüchte gefühlt, dieselben Ziele verfolgt, dieselben Wünsche geäußert, dieselben Gebete gesprochen wie das türkische Volk. Es mag stimmen, dass wir verschiedenen Religionen angehören und verschiedenen Überzeugungen nachgehen. Dennoch sind wir Teile eines Ganzen. Ich denke, dass das Gewicht unserer Gemeinsamkeiten das der Unterschiede um ein Vielfaches überwiegt.“ Nach Halevas Ansprache kam Yusuf Altıntaş noch einmal zu Wort. Er bezeichnete es als einen schönen Zufall, dass der islamische heilige Monat Ramadan und die höchsten jüdischen Feiertage Rosch HaSchana und Jom Kippur, an denen man ebenfalls Gott um Gnade und Vergebung bittet, dieses Jahr zeitlich zusammenfallen.

In einer weiteren Rede sprach Silvyo Ovadya die Schwierigkeiten an, unter denen die Jüdische Gemeinde in der Türkei im Januar und Februar 2009 gelitten hatte: „Das türkische Volk gehört größtenteils dem islamischen Glauben an und fühlt sich Ländern, die die-



■ **ISTANBUL IFTAR**, Präsident der Jüdischen Gemeinde in der Türkei Silvyo Ovadya, (links) Istanbuler Bürgermeister Kadir Topbaş (mitte), Oberrabbiner Isak Haleva (rechts),

sen Glauben teilen, nahe. Deswegen vergisst es im Eifer des Gefechts im Nahen Osten oft die türkischen Juden und hat Schwierigkeiten, sie von Israel zu trennen. Das kann zu ernststen Problemen führen. Wir haben in dieser schwierigen Zeit die Möglichkeit bekommen, den Medien gegenüber unseren Standpunkt zu äußern: dass wir einen festen Bestandteil des türkischen Volkes ausmachen und weder positive noch negative Diskriminierung wollen. Wir sind dankbar, dass Bundespräsident

Abdullah Gül und andere wichtige Politiker aller Parteien in ihren Ansprachen unsere Ansicht unterstützt haben.“ Anschließend berichtete er von den geplanten Aktivitäten der Jüdischen Gemeinde im Rahmen der Ernennung Istanbuls zur Europäischen Kulturhauptstadt 2010. Bürgermeister Kadir Topbaş begann seine Ansprache mit den Worten: „Es ist ein Privileg, einer kulturell so vielseitigen Stadt wie Istanbul zu dienen. Die Differenz wird ersichtlich, wenn wir Istanbul

mit all den anderen Städten der Welt vergleichen: mit der Natur, der Geografie und sogar mit den gesellschaftlichen Werten. Ich bin glücklich, in einer Stadt des Friedens zu leben, die seit 8500 Jahren der Treffpunkt verschiedener Zivilisationen ist und in der sich seit Jahrhunderten verschiedene Kulturen und Religionen in Frieden unter einem Dach versammelt haben. Es hat in dieser Stadt seit 556 Jahren keine Auseinandersetzungen gegeben, keine groben Meinungsverschiedenheiten, wie wir sie in anderen Städten beobachten können. In dieser Stadt haben alle Werte ihren Platz gefunden, jeder Stein sitzt. Das beste Beispiel dafür sind Tafeln wie diese hier. Wir teilen sie in der schönen Atmosphäre des Ramadans und der Asseret Jemei Tschuwa, der Tage der Umkehr zwischen Rosch HaSchana und Jom Kippur, die dieses Jahr in denselben Monat fallen.“ Der Bürgermeister äußerte seinen Wunsch, die Tradition des Iftar-Mahles der jüdischen Gemeinde aufrechtzuerhalten: „Das ist Großzügigkeit im eigentlichen Sinne. Wir senden von Istanbul aus eine globale Nachricht. In solch einer Atmosphäre, im Ramadan, wo man die Empathie aller Menschen anspricht, möchte ich mich ganz herzlich bei den Gastgebern bedanken.“

Das „Iftar“-Mahl wurde mit Dankgebeten von Recai Albayrak, dem Mufti von Beyoğlu, beendet. Als Geschenk wurde allen Gästen die CD „Jüdische Komponisten/Ottomanisches Mosaik“ überreicht, die während der Mahlzeit abgespielt worden war. (Salom)

JEDE FRAU IN DER BILANZ IST EINE ZU VIEL!

„Wenn die Liebe weh tut“

■ von Alina Witte

Wien- Im vergangenen Monat eröffnet Frauenstadträtin Sandra Frauenberger die Pressekonferenz der Wiener Frauenhäuser mit folgenden Worten: „Frauenhäuser sind leider noch immer unverzichtbar“!

Sie berichtet über die Leidensgeschichten der 557 Frauen und 514 Kinder, die im vergangenen Jahr in einem der Wiener Frauenhäuser Schutz vor gewalttätigen Vätern gesucht haben. Diese Opfer finden dort ein hervorragend ausgebautes und europaweit vorbildhaftes Netz von Hilfs-, Beratungs- und Betreuungseinrichtungen, denn oft sitzen die Folgen von häuslicher Gewalt tiefer, als man denkt. Auch nach dem Aufenthalt im Frauenhaus bedarf es bei vielen Frauen weiterer spezieller Hilfe: In den mittlerweile 40 sogenannten Nachbetreuungswohnungen

(aufgrund der hohen Nachfrage soll diese Zahl bis 2010 auf 50 aufgestockt werden), wird Frauen geholfen, ihre selbstständige Existenz aufzubauen, da sie oft in finanzieller Abhängigkeit zum Täter stehen.

MIGRATIONSHINTERGRUND.

Bei Migrantinnen wird diese ökonomische Abhängigkeit besonders deutlich. 27 Prozent der Frauen gaben bei einer Befragung an, dass sie Gewalt im Zusammenhang mit ihrem Aufenthaltstitel erfahren haben. Sie erhalten Drohungen, dass sie heimgeschickt werden, und werden unter Druck gesetzt, indem man ihnen sagt, sie dürfen nicht Deutsch lernen. Dies ist in unseren Augen ebenso wie für Martina Ludwig-Faymann, die Vorsitzende des Vereins der Wiener Frauenhäuser eine massive patriarchalische Ausnutzung einer Rechtssituation. Stadträtin Sandra Frauenberger appelliert an die zuständige Innenministerin, dass wir „endlich einen ei-

genen Aufenthaltstitel für Frauen und die Harmonisierung von Aufenthaltsrecht- und dem Recht zu arbeiten brauchen.“ Denn eins ist klar- Migrantinnen sind oftmals schlechter vernetzt als Österreicherinnen. Sie sprechen kein Deutsch, haben kaum soziale Kontakte und verlassen selten ihre Wohngegenden. Sie stehen in totaler Abhängigkeit zu ihrem Mann, dem Täter, und finden sich in einer „Doppelmühle“ wieder, aus der sie eigenständig nicht entkommen können. Die Angst der Frauen, wirklich ohne Aufenthaltsgenehmigung und ohne Geld in Österreich dazustehen, macht es für Migrantinnen besonders schwer, sich aus dieser Gewaltspirale zu lösen. Mittlerweile sind über 50 Prozent aller Klientinnen Frauen mit Migrationshintergründen. „2008 konnten von 165 Frauen, die kein Einkommen besaßen, 53 in die eigenständige Existenz zurück geführt werden“, so die Geschäftsführerin Andrea Brem.

Die Frauen hinter den Wiener Frauenhäusern geben Einblick in die erschreckende Bilanz von häuslicher Gewalt



■ MEDIENKONFERENZ: Geschäftsführerin der Wiener Frauenhäuser Andrea Brem (links), Frauenstadträtin Sandra Frauenberger (Mitte) und Vereinsvorsitzende Martina Ludwig-Faymann (rechts)

MEHRSPRACHIGE PLAKATE.

Mit Maßnahmen wie „Mama lernt Deutsch“, „Miteinander Lernen“ oder „OrientExpress“ hat es der Verein der Wiener Frauenhäuser geschafft, auch Frauen aus anderen Ländern, die kein Deutsch sprechen, zu erreichen. Die weitverbreiteten mehrsprachigen Plakate und Folder sind eine gute Möglichkeit, um an gewisse Communities in Wien und Österreich zu appellieren, allerdings funktioniert dies nur bei Migrationsgruppen einer bestimmten Größe. Die Geschäftsführerin Andrea Brem sieht die Integrationsarbeit als Kernaufgabe. Für sie zählt jedoch zunächst nicht, woher die jeweiligen Frauen kommen und welcher Religion sie angehören, denn der Fokus liegt stets darauf, ihnen aus der Gefahr zu helfen. „Es gab immer schon Migrantinnen in unseren Frauenhäusern, und wir waren stets bemüht unsere Konzepte zu adaptieren“, lässt sie uns wissen. Aus diesem Grund arbeiten zahlreiche Mitarbeiter mit der Muttersprache Türkisch oder Serbo-Kroatisch- die 2 gängigsten Sprachen im Migrantenbereich- in diesen Institutionen. Sie kennen den kulturellen Hintergrund und können somit noch effektiver auf die Opfer eingehen, um ihnen zu helfen.

STADT-LAND.

Der Zulauf zu den Frauenhäusern nimmt kontinuierlich zu. Etwa ein Drittel aller Frauen, die Zuflucht suchen, tun dies in Wien, da hier- anders als auf dem Land die Anonymität gewahrt wird. Denn auf dem Land kennt meist jeder jeden, und eine Zuflucht zu einem der Frauenhäuser würde sofort bekannt werden, was nicht immer allen Frauen recht ist. Dies zeigt aber gleichzeitig auch, dass sich die Öffentlichkeitsarbeit in Wien als äußerst wichtig, sinnvoll und effektiv herausgestellt hat. Der 24-Stunden-Notruf der Wiener Frauenhäuser wurde im Jahr 2008 über 2700 mal genutzt, die Telefonnummer lautet 05 77 22, diese Nummer kann gar nicht oft genug veröffentlicht werden“, so Frauenberger. Somit wird den von Gewalt betroffenen Frauen und Kindern deutlich gemacht, dass es „eine Kontaktstelle gibt, an die sie sich im Notfall wenden können“.

JUBILÄUM.

Im letzten Jahr feierte der Verein der Wiener Frauenhäuser 30-jähriges Jubiläum. Seit der Gründung des ersten Frauenhauses durch Johanna Dohnal im Jahre 1978 hat der Verein auch viel Kritik abbekommen. Zurzeit herrscht

in Deutschland eine große Debatte, in der vor allem von Männern- die Sinnhaftigkeit der Frauenhäuser in Frage gestellt wird, seien sie doch ein „Ort des Männerhasses“, so wird es geschrieben. Diese Auseinandersetzungen treffen hier in Wien auf größte Ablehnung und die Vorsitzenden des Vereins sind geschockt. „Frauenhäuser sind unerlässlich



■ DREISPRACHIG: Multikulturelles Werbeplakat der Frauenhäuser

ch und nicht wegzudenken, das belegen leider unsere Auslastungszahlen“, so die Frauenstadträtin.

KINDER THERAPIE.

Speziell geschulte Therapeuten kümmern sich um die besonders auffälligen und traumatisierten Kinder, denn das „Miterleben von Gewalt kann auf Kinder gleichermaßen traumatisierend wirken wie selbst erlebte Gewalt“, so Frau Ludwig-Faymann. An dieser Stelle gab Andrea Brem ein Beispiel einer Familie, die eines Tages gemeinsam im Auto unterwegs war. Der Vater hatte trotz Lenkrad noch genügend Armfreiheit um der Mutter immer wieder ins Gesicht zu schlagen und drohte damit, sie umzubringen. Der Sohn der beiden- gerade 7 Jahre alt- schrie von hinten. „Papa, bring die Mama nicht um, nimm mich!“ Die Aussagekraft dieses Beispiels ließ die anwesenden Journalisten für einen Moment innehalten. Verschiedenste Angebote, von Mal- und Reithherapie über pädagogisches Theater und Shiatsu, sollen

den Kindern, und vor allem den Buben, die ihre gewalttätigen Väter nicht zum Vorbild nehmen sollen, helfen, wieder eine normale und sorglose Kindheit führen zu können. Der erste Schritt für die Mitarbeiter ist stets, die Kinder zur Ruhe kommen zu lassen und ihnen Sicherheit zu bieten. Erst danach können weitere Schritte unternommen werden. Nur wenn keine akute Gefährdung der Kinder besteht, wird der Kontakt zu den Vätern gepflegt, denn dies ist für die Sozialmitarbeiter der Frauenhäuser ebenso wichtig wie der Kinderschutz. Leider ist dies nicht gerade häufig der Fall, wird bei diesem Mediengespräch deutlich. Ein weiterer wichtiger Aspekt, so Frau Brem, ist, dass die Wiener Frauenhäuser durch ihre deutlich provokante Werbung und Öffentlichkeitsarbeit die Männer dazu bringen wollen, sich in das System der Anti-Frauen-Gewalt eingliedern sollen. Der Schutz der Frauen geht Hand in Hand mit der Überzeugung der Männer, dass häusliche Gewalt die falsche Lösung ist.

„Viele Anzeigen, aber keine Verurteilungen!“. Besonders niederschmetternd ist die Zahl der Frauen, die wirklich den Mut aufbringen können, ihre gewalttätigen Männer anzuzeigen. Sie werden großteils jahrelang misshandelt und mit Drohungen wie „Wenn du zur Polizei gehst, bring ich dich um!“, eingeschüchtert. Leider ist es aber so, dass diese Frauen nur bei einer Anzeige Unterstützung in Zivilverfahren erhalten können, wenn es zum Beispiel um Scheidung oder das Sorgerecht geht. Zum Erstaunen der Vorsitzenden ist die Verurteilungsrate deutlich gesunken und zahlreiche Verfahren wurden durch die Staatsanwaltschaft eingestellt. Dies ist eine Besorgnis erregende Entwicklung in die falsche Richtung, so die Experten. Vor allem geht dieser Trend in die falsche Richtung. Am Schluss der Pressekonferenz baten wir Martina Ludwig-Faymann noch zu einem kleinen Gespräch, in dem sie uns als Politikerin schilderte, dass sie selbst aus Favoriten kommt und mit den Migrationsproblemen in solchen Bezirken vertraut ist. Sie selbst leitete einst eine kleine Gruppe von Migrantinnen und konnte in diesem Bereich Erfahrungen sammeln. Deswegen ist es auch für sie nicht verwunderlich, dass in den Wiener Frauenhäuser die Prozentzahl der Frauen mit Migrationshintergrund auf über 50% gestiegen ist. Sie erzählt uns, dass häusliche Gewalt in Migrantinnenfamilien oft als „Privatsache“ gehandelt wird und Probleme auf diese Art und Weise innerhalb der Familie gelöst werden. Frau Ludwig-Faymann betont deutlich, dass es „KEIN KAVALIERSDELIKT“ ist, die Frauen so zu behandeln. Sie versteht auch, dass einige Täter oft aggressives Verhalten gegenüber den Mitarbeitern der Frauenhäuser zeigen. Denn schließlich ist dieser Verein eine Institution, die klar und deutlich sagt: „Deine Frau ist nicht dein Eigentum!“

Kleine, weite Welt – Oder: Warum Couchsurfing mehr ist als „nur“ eine Reiseplattform



„Gastfreundschaftsnetzwerke“, so heißt der Fachbegriff für Online-Plattformen wie couchsurfing.org oder hospitalityclub.org im Tourismus. Besser bekannt sind solche Netzwerke als „Gratis-Übernachtungsmöglichkeiten bei Fremden“, und erfreuen sich als eben solche vor allem beim jungen reisenden Volk wachsender Beliebtheit. Genau mit dieser Kategorisierung können sich Couchsurfer allerdings gar nicht identifizieren. Also was steckt eigentlich hinter diesem Phänomen?

■ von Doris Neubauer

„Das Gästebett bei Surffreunden“ (Standard, 6.5.2009), „Von Sofa zu Sofa um die Welt“ (Kleine Zeitung, 30.7.2009), oder „Der Fremde auf der Couch: Reisen abseits von Hotels“ (Die Presse, 24.8.2009) – so titulieren nur drei heimische Medien innerhalb der letzten Monate. 8 – 10 Artikel erscheinen angeblich weltweit täglich über Couchsurfing, dazu TV-Berichte, online Blogs, wissenschaftliche Arbeiten und vieles mehr. Darüber hinaus kürte das Time-Magazin im August 2009 die Website www.couchsurfing.org unter die besten 50 Plattformen des Jahres. Und auch die magische Grenze von 1 Million Mitgliedern ist mit heuer längst überschritten. Keine Frage: Couchsurfing liegt voll im Trend! Schließlich will man in Zeiten der vielstrapazierten „Wirtschaftskrise“ nicht auf Luxus wie Reisen verzichten – aber für finanziell weniger belastende Alternativen ist man sicherlich offener.

OHNE MOOS NIX LOS?

Doch genau darum, ums Geld, geht es eingefleischten Couchsurfern nicht. Zwar ist es natürlich für Reisende auch eine finanzielle Entlastung, keine Hotel- oder Hostelzimmer zahlen zu müssen, sondern stattdessen bei einem Einheimischen auf dem Sofa unterzukommen. Kostenlos, versteht sich. Dennoch glauben Couchsurfer laut einer gerade durchgeführten Studie für eine Projektarbeit an der WU Wien, prinzipiell nicht weniger Geld auszugeben als ohne dieses Gratis-Übernachten: Schließlich reist ein „Surfer“ mehr, genießt das (Nacht-)Leben am Urlaubsort intensiver oder – und auch das ist nicht zu unterschätzen – spendiert seinem Gastgeber, dem Host, das eine oder andere Essen. Und schon ist das Ersparte auch schon wieder „angelegt“.

Dass Geld nicht der Hauptgrund ist, auf der Couchsurfing-Website ein Profil zu haben, zeigt auch eine Geschichte einer Freundin: Gerade von einer 8-monatigen Reise auf einen Kurzabstecher nach Wien zurückgekehrt, erzählt sie, dass sie in den Hostels in Asien vor allem Couchsurfer getroffen hat: „Du, ich kenne da etwas Tolles für günstiges Reisen“, ist unter den Backpackern kein Insider-Tipp mehr, sondern fast Standard. Was vielleicht wie ein Widerspruch in sich klingt, denn warum sind die Leute dann trotzdem in den Hostels und nicht auf den Couches zu finden, beweist bloß eines: Ums Geld geht es nicht unbedingt. Gern leistet man sich einmal ein – in Asien ohnehin spottbilliges – Hotelzimmer, nutzt dafür aber die Web-Plattform, um Einheimische auf

Non Profit Organisation mit 4 angestellten Mitarbeitern und unzähligen Ehrenamtlichen (sogenannten „Ambassadors“) auf der ganzen Welt geworden. Weltweit gibt es über 1 Million Mitglieder aus 62 verschiedenen Städten, die 1.270 unterschiedliche Sprachen sprechen und allein von 2004 bis Juli 2009 über 1.25 Millionen erfolgreiche Couchsurfing-Aufenthalte. Und Österreich ist mit der besonders aktiven Bundeshauptstadt Wien mit 11.526 Mitgliedern unter den Top-Couchsurfing-Städten – nach Paris, London, Berlin, Montreal und Istanbul. „Nur“ ums Reisen geht es da mittlerweile schon lange nicht mehr.

„SUCHE PUTZFRAU“ – „BIETE TANTRA-WORKSHOP“



ein oder mehrere Getränke zu treffen. Unter diesem Aspekt versteht man auch das hehre Ziel der Gemeinschaft, „eine bessere Welt zu erschaffen“ – Couch um Couch; eine Welt, in der es um das etwas andere Erleben von neuen Orten geht, um zwischenmenschliche Beziehungen und das Miteinander. Gestartet ist Couchsurfing als dreistes Experiment: Der US-Amerikaner Casey Fenton hat sich zwar einen Wochenendflug nach Island leisten können, doch dann am Schlafplatz sparen wollen. Also „findet“ er die Email-Adressen von 1.500 Studenten in einer Datenbank, schickt diesen ein Mail – und bekommt tatsächlich unzählige Einladungen in deren Wohnungen, auf deren Sofas. Das war vor rund 10 Jahren. Mittlerweile ist aus der „Dreistigkeit“ eine eingetragene

Ob Weinverkostung, Zahnarzt-Empfehlungen oder Radtour, Wohnungssuche, Einladung zum Filmabend oder einfach nur der Schrei „mir ist langweilig, unterhalte mich!“ Die Themen, die in den Diskussionsgruppen auf www.couchsurfing.org, besprochen werden, sind so vielfältig wie die Menschen dahinter. Selbst die Suche nach einer Putzfrau wird in der Couchsurfing-Community genauso erfolgreich beendet wie die Frage nach der besten Verbindung zwischen Wien und Bratislava.

Wem bis jetzt noch nicht klar geworden ist, wozu es eigentlich geht: Couchsurfing ist mehr als eine Reise-Community, es ist Gemeinschaft, Familie, Auffangbecken. Über 1,5 Millionen

Freundschaften, davon 90.000 „close friendships“ sind seit 2004 bereits geknüpft worden, so wirbt die Plattform mit den Profilen, die miteinander verlinkt wurden. Das sind die Zahlen, hinter denen viele Geschichten stehen: Zum Beispiel die von den Österreichern Lisa und Martin*, die sich in Wien bei einem Couchsurfing-Fest über den Weg gelaufen sind und mittlerweile stolze Eltern einer sechsmonatigen Tochter sind. Oder die von der Italienerin Monika*, die sich in Madrid in ihren mexikanischen Gastgeber verliebt hat und nach über zwei Jahren Fernbeziehung heuer Hochzeit gefeiert hat und mit ihm in Rom lebt. Oder die der Amerikanerin Audrey*, die zufällig in Europa in zwei Städten ihrem – bisher unbekanntem – Nachbarn Rodney* über den Weg gelaufen ist und mit ihm Freundschaft geschlossen hat. Geschichten wie diese gibt es unzählige, denn was sich hier wie ein Auszug aus einem – schlechten – Kitschroman liest, ist Wirklichkeit. Natürlich herrscht auch in der Couchsurfing-Community nicht immer Friede, Freude, Eierkuchen. Missverständnisse sind schon allein aufgrund der verschiedenen Kulturen und Sprachen oft vorprogrammiert. Und gerade in einer Gesellschaft, die so offen und vorurteilsfrei agiert, in der jeder aufgenommen wird und Heimat finden kann, trifft man auch auf einige Egozentriker oder „schwarze Schafe“, die es ausnutzen. Letztere werden aber meist aufgrund des Referenzsystems (Mitglieder von Couchsurfing bewerten ihre Erfahrungen mit anderen Mitgliedern) recht schnell herausgefiltert. Generell sind die Menschen, die via Couchsurfing aufeinanderprallen, jedoch einfach zu unterschiedlich: Von der esoterisch interessierten Karrierefrau in den 30ern, bis hin zum 19jährigen Sportstudenten aus gutem Haus, von der finanziell geplagten Alleinerzieherin mit minderjährigem Sohn bis hin zum geschiedenen Vierzigjährigen, nochmals durchstarten möchte, von der Großfamilie bis zum „Althippie“ – finden kann man all diese Rollenklischees in der Couchsurfing-Community. Was sie gemeinsam haben? Manchmal gar nichts! Genau das ist das Schöne und Faszinierende, denn wie in der „wirklichen Welt“ trifft man beim Couchsurfing jeden – ob Freund, ob Feind, ob Lebenspartner oder Arbeitskollegen, ob Reisegefährten oder „Familien“mitglied. Und all das manchmal in der eigenen Stadt ums Eck – oder zigtausende Kilometer entfernt auf der anderen Seite der Erdkugel. Eines ist klar: Couchsurfing macht die eigene Welt gleichzeitig kleiner und weiter...

* Name geändert.

Link: www.couchsurfing.org

<http://de.wikipedia.org/wiki/CouchSurfing>
www.hospitalityclub.org (Weiteres Gastfreundschaftsnetzwerk)

Höchster Alarm in Ungarn

Die nun vermutlich geklärten Morde an Roma in Ungarn stellen nur die Spitze des Eisberges dar: Armut, Kriminalität und Diskriminierung prägen den Alltag vieler Roma und bilden eine nicht enden wollende Abwärtsspirale.

■ von Ruth Eisenreich

Vier Roma finden in ihrer Siedlung im Burgenland ein Schild mit der Aufschrift „Roma zurück nach Indien“. Als sie versuchen, es zu entfernen, explodiert eine daran befestigte Rohrbombe. Alle vier sterben. In Tschechien bauen lokale Behörden Mauern um eine Roma-Siedlung. Auf einer ungarischen Website findet sich ein Spiel namens „Gypsy Action“, dessen Ziel es ist, die gesamte Roma-Bevölkerung auszurotten. Die italienische Regierung plant, sämtlichen im Land befindlichen Roma Fingerabdrücke abzunehmen. Rumänische Nationalisten fordern die Ersetzung des Wortes „Roma“ durch „Zigeuner“. Denn die Verwechslung der Wörter „Roma“ und „Rumänen“ schade dem internationalen Ansehen des Landes. In Osttirol trommeln einheimische Jugendliche mit Stangen auf die Wohnwägen einer durchreisenden Roma-Gemeinde und schreien „Zigeuner raus!“. Slowakische Polizisten zwingen sechs Roma-Buben zwischen elf und sechzehn Jahren, sich auf der Polizeistation nackt auszuziehen und sich gegenseitig zu ohrfeigen. Die Popsängerin Madonna wird bei einem Konzert in Rumänien ausgebuht, weil sie sich gegen die Diskriminierung von Roma ausspricht. Bei mehreren Anschlägen mit Molotow-Cocktails und Schrotflinten werden mindestens sechs ungarische Roma in ihren Häusern ermordet, darunter ein fünfjähriger Bub. Diskriminierung von und Gewalt gegen Roma sind in Europa praktisch allgegenwärtig. Das Spektrum reicht von „harmlosen“ Parolen und „witzigen“ Spielen bis hin zum Mord an

Kindern. Auch wenn die oben genannten Vorkommnisse beinahe 15 Jahre auseinander liegen und in keinem direkten Zusammenhang stehen: sie alle haben dieselben Wurzeln.

EIN TEUFELSKREIS

Die größte Minderheit Europas – in Ungarn stellen Roma etwa sieben Prozent der Bevölkerung – ist gleichzeitig auch eine der unbeliebtesten. Statistiken sagen, dass 80 Prozent der Ungarn eine feindliche Einstellung gegenüber Roma haben: laute, schmutzige, faule, kleinkriminelle Sozialschmarotzer seien diese. Ähnlich sieht es in Österreich aus. Eine EU-Erhebung zu Minderheiten und Diskriminierung (EU-MIDIS) ergab kürzlich, dass die Hälfte der europäischen Roma nach eigenen Aussagen innerhalb des letzten Jahres von Diskriminierung betroffen war; ein Fünftel wurde Opfer von rassistisch motivierten personenbezogenen Straftaten. Je nach Staat melden 65 bis 100 Prozent der betroffenen Roma ihre Erlebnisse nicht bei der Polizei, da sie von dieser keine Hilfe erhofften.

Natürlich, die Vorurteile haben einen wahren Kern: In Ungarn ist nicht einmal ein Drittel der dort lebenden Roma berufstätig, viele leben von staatlichen Sozialleistungen. Und die Ausbeutung von Kindern zum Betteln wird auch von Roma-Vertretern als ernstes Problem gesehen. Nur liegen die Ursachen dafür eben nicht in „der Natur der Roma“, sondern in deren Lebensumständen: Die hohe Arbeitslosigkeit ist unter anderem darin begründet, dass viele Arbeitgeber keine Roma einstellen wollen. Auch die mangelnde Bildung der meisten Roma – in vielen



Ländern werden sämtliche Roma-Kinder in Sonderschulen gesteckt – ist nicht unbedingt dazu geeignet, ihre Situation am Arbeitsmarkt zu verbessern. Viele Roma leben abgesondert von der restlichen Bevölkerung in ghettoartigen Siedlungen ohne fließendes Wasser oder Elektrizität. Laut der ungarischen EU-Parlamentarierin Livia Járóka ist die Situation der Roma in Bezug auf Lebensbedingungen, Arbeit, Wohnung, Gesundheitsversorgung und Bildung mit der der Menschen in der Subsahara vergleichbar. Vom Aufschwung der letzten zwanzig Jahre konnten die ungarischen Roma kaum profitieren; nun hat die Wirtschaftskrise das Land stark getroffen und somit auch die Situation der Roma weiter verschlechtert. Die Förderungen der EU seien nicht aufeinander abgestimmt

und helfen daher wenig, erklärte Járóka im Februar der deutschen Zeitung taz. In dieser Situation verwundert es kaum, dass viele Roma sich nur mit Kleinkriminalität oder Betteln zu helfen wissen. Und so dreht sich der Teufelskreis aus Diskriminierung, Armut und Kriminalität immer weiter.

FALSCHER VERDÄCHTIGUNGEN

Hinter der Anschlagsserie in Ungarn wurden lange Zeit Familienfehden oder Racheakte zwischen verfeindeten Mafiaklans vermutet. In der Wiener Zeitung wurde noch Mitte August spekuliert, die Morde seien von Wucherern in Auftrag gegeben worden, von „Sippen-Oberhäuptern“ im „äußerst hierarchisch

strukturierten Roma-Milieu“. Auch dies ist ein Anzeichen für ein grundsätzliches Misstrauen gegenüber Roma – umso mehr, da alle Ermordeten sesshaft und assimiliert waren und einer geregelten Arbeit nachgingen. Diese Auswahl der Opfer war wohl kaum zufällig: Offensichtlich ging es den Tätern nicht um den Lebensstil oder die Kriminalität der Ermordeten, sondern allein um ihre ethnische Zugehörigkeit. Ganz nach dem Motto: „Wer a Zigeuner ist, bestimm' i!“ Erst als die ungarische Polizei Ende August in Debrecen vier der Neonazi-Szene zuzurechnende Männer festnahm, verstummten die Gerüchte über interne Fehden. Bei den Männern wurde die Tatwaffe gefunden, außerdem Landkarten, auf denen die Dörfer der bisherigen Opfer markiert waren.

VERUNSICHERUNG

Die Angst der ungarischen Roma aber findet mit der Verhaftung der Verdächtigen kein Ende. Die Anschläge haben sie zu tiefst verunsichert, sie fürchten sich vor Nachahmungstätern und allgemein vor der erstarkten extremen Rechten in Ungarn: die rechtsextreme Partei Jobbik kam bei den EU-Wahlen auf beinahe 15 Prozent. Ihr paramilitärischer Arm, die 2007 gegründete Magyar Gárda (Ungarische Garde), wurde zwar im Dezember verboten, ließ sich davon aber nicht sonderlich beeindrucken. Im Gegenteil: Zwei Tage nach dem Mord in Kisléta erklärte die Garde ihre Absicht, Motorradpatrouillen im Ort einzusetzen, um „Racheakte der Zigeuner an den Ungarn“ zu verhindern.

Die Tatsache, dass eine ungarische Polizeigewerkschaft im Mai einen „Sicherheitspakt“ mit Jobbik abgeschlossen hat, beunruhigt die ungarischen Roma zusätzlich. Schon im Februar wurde der Polizei Vertuschung vorgeworfen, da sie den Anschlag in Tatárszentgyörgy lange als Brandunfall deklariert hatte – obwohl Augenzeugen von Anfang an von Schussgeräuschen, Blutlachen und Benzingeruch berichtet hatten. Viele argwöhnen nun, dass Kontakte zwischen den mutmaßlichen Tätern und der ungarischen Polizei der Grund dafür gewesen sein könnten, dass die Ermittlungen trotz einer Prämie von 100 Millionen Forint (375.000 Euro) und Kooperationen mit Interpol, Europol und dem FBI so lange ergebnislos blieben. Das Fehlen von Solidaritätsbezeugungen von Seiten der ungarischen Gesellschaft verstärkt die

Angst der Roma noch weiter. Während auf der österreichischen Internetseite www.gypsy-info.at schon vor Monaten vor gewaltsamer Gegenwehr von Seiten einzelner Roma gewarnt – oder, je nach Lesart, dazu aufgerufen – wurde, denken mittlerweile viele ungarische Roma ans Exil. In einer Petition an die Landesselbstverwaltung der Roma (OCÖ) verlangten Ende August hunderte Roma eine Bescheinigung darüber, dass sie in Ungarn politisch verfolgt und ständigen Terroranschlägen ausgesetzt seien. Das Zertifikat soll ihnen helfen, in Nicht-EU-Ländern als Flüchtlinge anerkannt zu werden. Aber auch innerhalb der EU könnte ihnen der Flüchtlingsstatus nützlich sein: Laut der deutschsprachigen ungarischen Tageszeitung Pester Lloyd führen verschiedene europäische Länder „Quasi-Abschiebungen“ von Roma nach Ungarn und Rumänien durch.

■ Chronologie der Morde

- **2.11.2008**, Nagycsécs (Nordungarn): Unbekannte bewerfen Häuser mit Molotow-Cocktails und schießen mit Schrotflinten auf die aus einem der Gebäude laufenden Menschen. Ein Mann und eine Frau sterben, ein zweiter Mann erleidet Schussverletzungen.
- **23.2.2009**, Tatárszentgyörgy (Zentralungarn): Unbekannte zünden ein Haus an und erschießen einen Mann und seinen fünfjährigen Sohn, als diese ins Freie laufen.
- **22.4.2009**, Tiszalök (Nordostungarn): Ein Rom wird von unbekanntem Tätern mit Schüssen in die Brust getötet, als er auf dem Weg zur Arbeit sein Haus verlässt.
- **2.8.2009**, Kisléta (Ostungarn): Unbekannte Täter brechen eine Haustür auf und schießen auf eine Frau und ihre 13-jährige Tochter. Die Frau stirbt noch am Tatort, die Tochter wird lebensgefährlich verletzt.
- **20.8.2009**, Debrecen: Die Polizei verhaftet sechs Tatverdächtige. Zwei werden später freigelassen und unter Zeugenschutz gestellt, über die anderen wird Untersuchungshaft verhängt. Die Verdächtigen sind zwischen 28 und 42 Jahren alt und haben Verbindungen in die Neonazi-Szene.

Böses Buch?

Eine Neuerscheinung, die zweifelsfrei für viel Aufregung sorgen wird. Die erfolgreiche Journalistin und Politikwissenschaftlerin Marion Kraske berichtet in ihrem Buch „Ach Austria! Verrücktes Alpenland“ über ihre politischen Eindrücke aus dem schönen Österreich. Näheres erzählt die Autorin und ehemalige SPIEGEL-Österreich-Korrespondentin im „EINSPRUCH“-Interview.

■ von Birol Kilic

Einspruch: Warum haben Sie so ein böses Buch über unser schönes Österreich geschrieben? Sind Sie ein böser Mensch?

Kraske: Immer mal wieder (lacht). Aber mal im Ernst: Zuallererst bin ich Journalistin und Politikwissenschaftlerin. Und ich finde nicht, dass „Ach Austria“ ein böses Buch ist. Im Gegenteil: Ich beschreibe, dass das Land eine wunderbare Seite hat, die schöne Landschaft, die Berge, immergrüne Täler, dazu das schier unglaubliche Kulturangebot. Österreich wird zu Recht weltweit als Kulturland geschätzt und geliebt. Es gibt aber eben auch eine zweite Seite, die erst zutage tritt, wenn man sich mit dem Land intensiver befasst. Wenn man den Alltag erlebt, die Politik unter die Lupe nimmt. Diese zweite Seite ist weniger schmeichelhaft.

Einspruch: Wen sehen Sie als Ihre Zielgruppe an?

Kraske: Alle politisch Interessierten.

Einspruch: Sie werden Ihr Buch dieser Tage bei einer Podiumsdiskussion präsentieren. Welche Reaktionen erwarten Sie?

Kraske: Es würde mich freuen, wenn ich einen Beitrag zur allgemeinen Debatte über die politische Kultur im Land und den Politikbetrieb im Besonderen leisten kann. Im Rahmen meiner Recherchen habe ich mit zahlreichen Experten, Wissenschaftlern und Publizisten gesprochen. Im Buch wer-

den sie und ihre Erkenntnisse gewürdigt. Das Problem ist, dass sie normalerweise viel zu wenig Gehör finden.

Einspruch: Worin unterscheidet sich Ihr Buch von anderen politischen Büchern?

Kraske: Geschrieben ist es aus der Sicht einer „Zugereisten“, der bestimmte verzerrte, bereits als normal geltende Mechanismen merkwürdig erscheinen. Ein Beispiel: Ein Martin Graf etwa hätte aufgrund seiner zweifelhaften Gesinnung nie zum Dritten Nationalratspräsidenten gewählt werden dürfen. Gewählt wurde er aus parteitaktischen Überlegungen dennoch, zum Nachteil der politischen Hygiene im Land. In diesem Sinne erklärt sich auch der Subtitel meines Buches: „Eine Reise zu Österreichs Merkwürdigkeiten“.

AUFGEWEICHTE DEMOKRATIE

Einspruch: Wieso ist es der Titel „Verrücktes Alpenland“ geworden?

Kraske: Das Ganze ist ein Wortspiel, das sich erschließt, wenn man die zehn Kapitel gelesen hat. Mir ging es im Wesentlichen darum, zu beschreiben, dass in Österreich, insbesondere auf politischer Ebene, die Maßstäbe im wahrsten Sinne des Wortes verrückt werden. Das beste Beispiel hierfür ist der anhaltende Konflikt um die zweisprachigen Ortstafeln in Kärnten. Die slowenische Minderheit hat laut Staatsvertrag ein Recht auf diese Zweisprachigkeit. Würde alles mit rechten Dingen zugehen, wäre der Fall längst gelöst. Doch weit gefehlt: Das entsprechende Kapitel ist seit mehr als



Marion Kraske, geboren 1969 in Iserlohn/Deutschland, studierte Politikwissenschaften, Wirtschaftspolitik und Slawistik an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Sie war bei der „Deutschen Presseagentur“, der „ARD-Tagesschau“ und „Spiegel-Online“ tätig und bis 2009 als Auslandskorrespondentin des Magazins „Der Spiegel“ zuständig für Österreich und Südosteuropa.



50 Jahren nicht umgesetzt. Statt die verfassungsmäßig verbrieften Minderheitenrechte zu schützen, gehen Landespolitiker hin, verrücken Ortstafeln und führen damit den Rechtsstaat ad absurdum. Das Ganze erinnert an depperte Schildbürgerstreiche, mit einem Unterschied: Hier werden die Schildbürgerstreiche auf höchster Ebene vollzogen. Und sie sind alles andere als komisch, weil so der Minderheitenschutz und damit ein wesentlicher Bestandteil des Rechtsstaates einfach eliminiert wird. Und seit Jahrzehnten findet sich keiner, der dem absurden Spuk ein Ende bereitet. Beispiele für derartige Merkwürdigkeiten und Skurrilitäten finden sich en masse. Die EU etwa gilt in Österreich weitausläufig als Sündenbock. Europa muss herhalten für so manchen verbalen Angriff, sei es innerhalb der Bevölkerung, sei es auf politischer und medialer Ebene: Mal wird es als Hort windiger Bürokraten dargestellt, mal als Inbegriff ungezügelter Zuwanderung oder als Synonym für den Import ausländischer Kriminalität. Paradoxerweise aber ist es gerade Österreich, das durch EU-Mitgliedschaft und Osterweiterung im Vergleich am meisten profitiert hat und einen Teil seines Wohlstandes eben diesem ach so ungelieb-

ten Europa verdankt. Das aber wird überhaupt nicht kommuniziert.

Einspruch: Sie haben ein ganzes Kapitel der „Kronen Zeitung“ gewidmet. Ist Ihre Kritik an der „Kronen Zeitung“ nicht übertrieben? Es gibt ja auch andere Zeitungen in Österreich. Was sagen Sie zu denen?

Kraske: Die „Kronen Zeitung“ verfügt über eine Marktmacht, die ihresgleichen sucht. Sie erreichte 2008 fast 42% der österreichischen Bevölkerung. Damit bestimmt der ressentimentgeladene und hetzende Boulevard zu einem großen Teil die öffentliche Meinung, er prägt die politische und gesellschaftliche Atmosphäre maßgeblich mit. „Profil“, „der Standard“, „die Presse“ haben eine exzellente Berichterstattung, die beiden Zeitungen aber kommen beispielsweise auf eine Reichweite von weniger als zehn Prozent. Ein wirklich auflagenstarkes Gegengewicht, eine liberale, aufklärerische Gegenstimme zur „Krone“ sucht man vergeblich im Land. Und so kann die Dichand-Postille ihre anti-aufklärerische, anti-modernistische Gesinnung massenwirksam unter die Leute bringen. Die Abwehrhaltung gegenüber der EU, gegenüber allem Fremden, anti-liberale Tendenzen – all das hat sehr viel mit

der „Kronen Zeitung“ und ihrer unangefochtenen Machtstellung zu tun.

Einspruch: Sie haben ja gerade die Abwehrhaltung Österreichs gegenüber der EU angesprochen und auch in Ihrem Buch darüber geschrieben. Welche Gründe sehen Sie dafür?

Kraske: Es ist ein Zusammenwirken von verschiedenen Faktoren. Nach dem EU-Beitritt hat es die politische Elite versäumt, der Bevölkerung



deutlich zu machen, was Europa überhaupt ist, welche Leitideen dahinter stecken. Man begnügte sich mit dem wirtschaftlichen Aspekt der Mitgliedschaft. Das wirkt immer noch nach: Österreich ist in Europa nicht richtig angekommen. Medial wird die Abwehrhaltung vor allem durch den fortgesetzten Anti-EU-Propagandafeldzug der „Kronen Zeitung“ geschürt, dem sich leider auch die führenden Parteien unterordnen. Der unglaublich peinliche Leserbrief der Herren Gusenbauer und Faymann an Krone-Herausgeber Hans Dichand im vergangenen Jahr hat nachdrücklich gezeigt, wie hierzulande Europapolitik gemacht wird.

EUROPA ALS FEIND

Einspruch: In Ihrem Buch heißt es: „Europa ist für viele eine weit entfernte, unbekannte Galaxie, in der andere Völker beheimatet sein mögen, nicht aber man selbst. Österreich ante portas.“ Was meinen Sie damit?

Kraske: Der zurückliegende Europawahlkampf hat es anschaulich vor Augen geführt: Selbst die Spitzenkandidaten treten bisweilen nicht als überzeugte Europäer auf, sondern ziehen immer wieder die nationale Karte. Europa wird als gefährlicher Feind dargestellt, gegen den man sich zur Wehr setzen muss. Da darf es nicht verwundern, dass man in der Bevölkerung eine grenzüberschreitende, europäische Gesinnung vergeblich sucht. Die eigene Identität endet

häufig an den Landesgrenzen, eine jüngst veröffentlichte Wertestudie belegt das. Während Europa vor 20 Jahren eine jahrzehntelange Enge aufbrechen konnte, weil der Eiserner Vorhang fiel, hat sich in Österreich der Blick verengt, noch stärker nach innen gerichtet. Der renommierte Historiker Oliver Rathkolb etwa attestiert seinen Landsleuten in diesem Zusammenhang eine „Verschweigerung in den Grundmentalitäten“.

Einspruch: Welche Konsequenzen hat das Verhalten, das Sie aufgezeigt haben?

Kraske: Besonders deutlich lässt sich das am Umgang mit Fremden ablesen. Mit Ausnahme von geldbringenden Touristen, die liebenswürdig empfangen werden, aber auch umso lieber wieder abreisen dürfen, werden Fremde mit allergrößter Skepsis bedacht, sie werden ausgegrenzt, abgewehrt, egal, ob sie im Land leben und arbeiten oder nicht. Ich beschreibe in meinem Buch kleine Anekdoten, die zeigen, dass es sich selbst in Wien, immerhin Sitz zahlreicher internationaler Organisationen, offenbar noch nicht herumgesprochen hat, dass man auch als Deutscher hier zu Hause sein kann. Ein gemeinsames Europa macht es möglich - für viele ist aber gerade das ein Ding der Unmöglichkeit. Erneut kommt hier ein Versagen der Politik zum Ausdruck: Zuwanderung wird ausschließlich negativ diskutiert, das österreichische Fremdenrecht gilt als das restriktivste in ganz Europa. Kürzlich erst verständigte sich die Koalition auf weitere Verschärfungen. Mit dieser Politik der fortgesetzten Abschottung aber schadet sich das Land selbst. Wirtschaftsexperten sagen voraus, dass in einigen Jahren Hunderttausende Facharbeiter fehlen werden. Und auch die Universitäten beklagen, dass man mit derart restriktiven Bestimmungen den Wettkampf um die besten Köpfe nicht führen kann.

Einspruch: Sie schildern die fremdenfeindlichen Anwendungen. Viele beschweren sich auf der anderen Seite über die integ-

rationsunwilligen Einwanderer. Wie empfinden Sie die Einstellung der Einwanderer gegenüber Österreich?

Kraske: Zuwanderung ist immer eine zweiseitige Medaille. Es gibt unbestreitbar Gruppen, die sich mit der Integration schwer tun, etwa Einwanderer aus der Türkei. Das Phänomen haben wir in Deutschland auch, etwa in Berlin. In Wien ist das unter anderem in Ottakring zu beobachten. In beiden Städten existieren regelrechte



Parallel-Gesellschaften, die niemand wollen kann. Es muss klar sein, dass Zuwanderung immer ein Geben und ein Nehmen ist. Wer nach Jahrzehnten noch immer nicht in der Lage ist, einfachste Dinge des Alltags auf Deutsch zu erledigen, darf sich nicht darüber wundern, dass es Leute gibt, die Zuwanderung auch als Bedrohung empfinden.

Einspruch: Woher kommt es, dass diese Gruppen sich schwerer tun bei der Integration?

Kraske: Ich habe selber einen guten Freund in Köln, der Türke ist. Seine Eltern kamen in den 60er Jahren als Gastarbeiter nach Deutschland, Onkel und Tanten ebenfalls. Auch nach Jahrzehnten konnten die Frauen noch immer nicht richtig Deutsch. Man lebte im eigenen Kosmos, ohne nennenswerten Kontakt nach außen. Die Mädchen wuchsen sehr behütet auf, fast abgeschottet. Das ist kein Einzelfall. Vielfach kann man eine Art Schutzmechanismus erkennen: Man versucht seine Kultur aus der Heimat beizubehalten und zu bewahren, so gut es eben geht. In Ottakring sieht man sehr viele Frauen mit Kopftuch. In Istanbul dagegen kaum. Warum das so ist? Viele Einwanderer kommen aus ländlichen Gebieten und nicht aus den progressiven Metropolen. Dort aber hat die Moderne noch nicht Einzug gehalten, es dominiert die traditionelle Kultur. In ihrer neu-

en Heimat versuchen viele dann so weiter zu leben, wie sie es aus ihrem Dorf her kennen. Da sind natürlich Konflikte programmiert.

Einspruch: Wie sehen sie denn die Einstellung der Deutschen in Österreich gegenüber den Österreichern?

Kraske: Eine einheitliche Haltung der Deutschen gegenüber den Österreichern gibt es meines Erachtens nicht. Aber ich beobachte schon, dass auf beiden Seiten noch immer Vorurteile den Umgang miteinander erschweren: Der Ösi auf der einen Seite, der Piefke auf der anderen - das sind überaus lebendige Feindbilder, die in den Köpfen nach wie vor präsent sind. Und das obwohl wir ja eigentlich eine Sprache sprechen.

Einspruch: Was ist aus Ihrer Sicht der wichtigste Unterschied im politischen Alltag zwischen Deutschland und Österreich?

Kraske: Das ist eindeutig der fahrlässige Umgang mit den Rechtsparteien. In Österreich offenbart sich ein eklatantes Versagen seitens SPÖ und ÖVP. Während in Deutschland die radikale Rechte ausgegrenzt wird, allen voran die NPD, übt man sich hierzulande aus wahltaktischen Überlegungen in unschöner Kungelei. Diese Appeasement-Politik führt dazu, dass die Rechtsausleger von BZÖ und FPÖ einen breiten Raum in der politisch-gesellschaftlichen Debatte einnehmen können. Statt die Schmuttelkinder auszugrenzen, werden sie - wie im Falle von Martin Graf - sogar in höchste Staatsämter gewählt. Langfristig führt das zu einer Entkernung der Demokratie, weil die Rechten ihre chauvinistische bis offen antisemitische Gesinnung immer weiter in die Gesellschaft tragen können. Die Folge: eine stete Vergiftung des politischen Klimas mit rechtsextremen Inhalten. Die österreichische Gesellschaft - und da sind wir wieder bei Ihrer anfangs gestellten Frage - wird auf diese Weise kontinuierlich nach Rechtsaußen verrückt.

EINSPRUCH: MIT WELCHEN FOLGEN?

Kraske: Die radikale Rechte übt den permanenten Tabubruch. Man denke nur an die unterirdische Entgleisung der FPÖ im letzten Wahlkampf „Abendland in Christenhand“. Mal wird gegen Ausländer gehetzt, mal gegen Mitglieder der Israelitischen Kultusgemeinde, Migranten werden in unschöner Nazi-Diktion mit Tiermetaphern bedacht („Motten“), der Rechtsstaat (wie im Falle des Ortstafelstreits) mit Füßen getreten. Und wenn, wie im KZ-Ebensee, Holocaust-Opfer attackiert werden, verharmlost man dies als blöden Lausbubenstreich. Alles in allem werden so rechtsextreme Inhalte

zur Leitidee des politischen Alltags, weil das politische Österreich nicht in der Lage bzw. nicht willens ist, eindeutige Grenzlinien zu ziehen und zu definieren, was eigentlich erlaubt ist in einer Demokratie und was nicht. Und so wird der demokratische Konsens durch zersetzende Inhalte immer weiter aufgeweicht.

ÜBERTRIEBENE SCHWARZMALEREI?

Einspruch: Malen Sie nicht ein wenig zu schwarz?

Kraske: Ganz und gar nicht. Dass bei der Nationalratswahl 2008 knapp 30 Prozent für rechtsradikale Parteien votierten, so wie es Ende der 90er-Jahre unter Jörg Haider schon einmal war, ist ein Beleg dafür, dass sich die hetzende Rechte als potente Kraft im österreichischen Politzirkus etabliert hat. Und wenn die einstigen Großparteien, die ja bei den letzten Wahlen erheblich Federn lassen mussten, nicht aufpassen und ihren Kuschelkurs nicht aufgeben, ist wohl irgendwann auch ein Kanzler Strache nicht mehr ausgeschlossen.

Einspruch: Also doch eine böse Bilanz?

Kraske: Böse? Nein, aber womöglich eine unbequeme Bilanz. Aber das ist nun mal die Aufgabe von Journalisten: unbequem zu sein. Mit einem Augenzwinkern zu verstehen ist das neue Buch von Marion Kraske für gelernte Österreicher und all jene, die es noch werden wollen. Die verschiedenen Funken Wahrheit darin darf jeder für sich selbst finden.

■ ÜBER DIE AUTORIN:

Marion Kraske, geboren 1969 in Iserlohn/Deutschland, studierte Politikwissenschaften, Wirtschaftspolitik und Slawistik an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Sie war bei der „Deutschen Presseagentur“, der „ARD-Tagesschau“ und „Spiegel-Online“ tätig und bis 2009 als Auslandskorrespondentin des Magazins „Der Spiegel“ zuständig für Österreich und Südosteuropa.

PUBLIKATIONEN:

- Ach Austria! Verrücktes Alpenland, herausgegeben vom Molden Verlag in der Verlagsgruppe Styria GmbH & Co KG.
- Das Angela-Alice-Dilemma in: „Herrschaftszeiten“, herausgegeben vom Dumont-Buchverlag

IMPRESSUM

EINSPRUCH

RICHTUNG DER ZEITUNG:

Liberal-demokratisch.
Ohne Einspruch kein Anspruch

REDAKTION:

Tel.: 01 / 513 76 15-0 / Fax.: 01 / 513 76 15-30

INTERNET:

www.dereinspruch.at

EMAIL:

office@dereinspruch.at

HERAUSGEBER:

DI Birol Kilic

CHEFREDAKTEUR:

Birol Kilic

REDAKTION

Alina Witte, Leyla Sagmeister, Petra Kolesky

HERSTELLER:

Medieninhaber / Neue Welt Verlag Gesmbh
FN 244219

HERSTELLUNGORT:

Wien

POST ADRESSE:

EINSPRUCH, Dorotheergasse, 6/24 1010 WIEN

ANZEIGEN:

Tel.: 01 / 513 76 15 - 24
Fax.: 01 / 513 76 15 - 30
Mo-Fr: 9-17h
anzeige@dereinspruch.at

ERNST STRASSER: „Glaube: Ja, Politisieren: Nein!“

